

Edgar Allan Poe

Kriminalgeschichten

Inhalt

[Du hast's getan](#)

[Das verräterische Herz](#)

[Der Doppelmord in der Rue Morgue](#)

[Das Geheimnis von Marie Rogêts Tod](#)

[Der entwendete Brief](#)

Copyright © 2000 EBOOKS.AT
ISBN: 3-902096-37-3

Du hast's getan

Ich will jetzt den Ödipus des Rätsels spielen, das ganz Rattelburg so lange Zeit in Aufregung hielt. Ich will, ja, ich allein kann Ihnen die geheime Maschinerie erklären, die das Wunder zustande brachte - das einzig dastehende, das wahrhaftige, das eingestandene, das unbestrittene und unbestreitbare Wunder, das allem Unglauben unter den Rattelburgern ein für allemal ein Ende machte und alle Weltlichgesinnten und alle, die es gewagt hatten, skeptisch zu sein, zu der Strenggläubigkeit unserer Großmutter bekehrte.

Das Ereignis, von dem ich um keinen Preis im Tone unschicklicher Leichtfertigkeit reden möchte, trug sich im Sommer des Jahres 18.. zu. Herr Barnabas Schüttelwert, einer der wohlhabendsten und angesehensten Bürger des Städtchens, wurde seit ein paar Tagen vermißt, und zwar unter Umständen, die das Schlimmste befürchten ließen. Er hatte eines Samstagmorgens in aller Frühe Rattelburg zu Pferde verlassen, um, wie man wußte, die etwa fünfzehn Meilen entfernte Stadt B. zu besuchen und am Abend desselben Tages zurückzukehren. Zwei Stunden nach seinem Aufbruch kam sein Pferd ohne ihn und seinen Sattelranzen zurück. Das Tier war überdies verwundet und mit Kot bedeckt. Dies alles erregte natürlich bei den Freunden des Vermißten große Aufregung, und als er am Sonntagmorgen noch nicht zurückgekehrt war, wollte sich der ganze Flecken aufmachen, um nach seinem Leichnam zu suchen.

Der Eifrigste und der Energischste bei den späteren Nachforschungen war der Busenfreund des Herrn Schüttelwert - ein Herr Karl Biedermann - oder, wie man ihn allgemein nannte, das ›alte Karlchen‹ Biedermann. Mag man es nun für ein wunderbares Zusammentreffen halten, oder mag der Name selbst einen unbemerkbaren Einfluß auf den Charakter seines Trägers ausüben, jedenfalls steht fest, daß es noch nie eine Person mit Vornamen ›Karl‹ gegeben hat, die nicht offenherzig, mannhaft, ehrlich und gutmütig gewesen ist, die nicht eine volle, klare, wohltuende Stimme gehabt hat und ein Auge, das einem stets gerade ins Gesicht schaut, als wollte es sagen: ›Ich habe ein gutes Gewissen; ich fürchte niemanden und bin keiner niederen Handlung fähig.‹ Und deshalb werden wohl auch in Zukunft alle sorglosen, herzlichen Herren, die gemütvoll auf der Weltbühne umherspazieren, Karl genannt werden müssen.

Dem ›alten Karlchen‹ Biedermann war es denn auch gar nicht schwer gefallen, die Bekanntschaft aller ehrenwerten Leute des Fleckens zu machen, obwohl er sich erst seit ungefähr sechs Monaten in Rattelburg aufhielt und ganz fremd dorthin gekommen war. Da war nicht einer, dem ein Wort von ihm nicht wie tausend gewesen wäre; und was gar die Frauen anbetrifft, so läßt sich überhaupt nicht sagen, was sie alles getan hätten, um ihm einen Gefallen zu erweisen. Und dies alles, weil er ›Karl‹ getauft worden war und mithin jenes offene Gesicht besaß, das, wie das Sprichwort sagt, ›der beste Empfehlungsbrief‹ ist.

Ich habe schon erwähnt, daß Herr Schüttelwert einer der angesehensten und zweifellos der reichste Einwohner von Rattelburg war. Das ›alte Karlchen‹ Biedermann stand auf so vertrautem Fuße mit ihm, daß man sie für Brüder hätte halten können. Die beiden alten Herren waren Nachbarn, und obgleich Herr Schüttelwert das ›alte Karlchen‹ sehr selten oder vielleicht nie besuchte und, wie jedermann wußte, nie bei ihm speiste, hinderte dies die

beiden Freunde doch nicht, außerordentlich intim miteinander zu sein, denn das ›alte Karlchen‹ ließ keinen Tag vorübergehen, ohne sich drei- oder viermal nach dem Befinden seines Nachbarn zu erkundigen. Häufig blieb er dann gleich zum Frühstück oder zum Tee da, und sein Mittagmahl nahm er fast täglich bei Herrn Schüttelwert ein. Wieviel Wein die beiden Tischgenossen dann jedesmal vertilgten, würde nur sehr schwer zu bestimmen sein. Des ›alten Karlchens‹ Lieblingsgetränk war Chateau Margaux, und es schien Herrn Schüttelwerts Herzen wirklich gut zu tun, wenn er sah, wie der alte Knabe behaglich ein Glas nach dem anderen schlürfte, so daß er eines Tages, als der Wein *drinnen* war und natürlicherweise den Witz nach außen trieb, seinem alten Freund auf den Buckel klopfte und sagte: »Weißt du was, altes Karlchen? Du bist wahrhaftigen Gotts der famoseste alte Kerl, den ich mein Lebtag getroffen habe; und da du so gern ein bißchen schlemmst, soll mich der Geier holen, wenn ich dir nicht eine ganz große Kiste Chateau Margaux verehere. Ich will des Teufels sein« (Herr Schüttelwert hatte leider die betrübliche Angewohnheit, zu fluchen, obwohl er nur selten über »Ich will des Teufels sein!« oder »Verflucht und zugenäht!« oder »Hol mich der Kuckuck!« hinausging) »ich will des Teufels sein«, sagte er also, »wenn ich nicht schon heute nachmittag in der Stadt eine doppelte Kiste vom Besten, der zu haben ist, für dich bestelle! Kein Wort, mein Sohn, ich will es! Das ist abgemacht! Und nun paß auf! Eines schönen Morgens wird die Kiste ankommen, vielleicht gerade dann, wenn du sie am wenigsten erwartest!« Ich erwähne diesen kleinen Zug der Freigebigkeit des Herrn Schüttelwert nur, um Ihnen eine Vorstellung von der Vertraulichkeit zu geben, die zwischen den beiden Freunden herrschte.

Also an dem fraglichen Sonntagmorgen, als es nicht länger mehr zweifelhaft sein konnte, daß Herr Schüttelwert irgend etwas zugestoßen sei, sah ich niemand so im Innersten beunruhigt und erschrocken, wie das ›alte Karlchen‹ Biedermann. Als er zuerst erfuhr, daß das Pferd ohne seinen Herrn und ohne seines Herrn Satteltasche zurückgekommen war, ganz blutüberströmt von dem Pistolenschuß, der dem Tier durch und durch gegangen war, ohne es zu töten - als er das hörte, wurde er zuerst so bleich, als sei der Vermißte sein eigener, lieber Bruder oder sein Vater gewesen. Es überfiel ihn, und er zitterte am ganzen Leibe, als habe er einen Anfall von kaltem Fieber.

Zuerst überwältigte ihn der Schmerz so sehr, daß er weder etwas tun noch überhaupt den Plan fassen konnte, Licht in die Sache zu bringen; eine lange Zeit bemühte er sich, den übrigen Freunden Herrn Schüttelwerts auszureden, schon jetzt Nachforschungen anzustellen, da es ihm das beste scheinete, noch etwas damit zu warten - sagen wir mal, ein oder zwei Wochen oder ein oder zwei Monate -, man könne ja fürs erste abwarten, ob nicht von selbst etwas herauskäme oder ob nicht vielleicht Herr Schüttelwert selbst wiederkäme und die Gründe auseinanderlegte, die ihn bewogen hatten, sein Pferd in diesem Zustande heimzuschicken. Sie haben wohl selbst oft bei Leuten, die ein recht schwerer Kummer niederdrückt, diese Neigung zum Aufschieben und Zeitnehmen bemerkt. Ihre Geisteskräfte scheinen ganz erschlafft zu sein, so daß sie einen Abscheu davor haben, irgendwie handelnd vorzugehen, und am allerliebsten ruhig in ihrem Bette liegen und ›ihren Kummer nähren‹, wie die alten Damen sich ausdrücken, das heißt - über ihre Traurigkeit unaufhörlich nachgrübeln.

Die Leute von Rattelburg aber hatten eine so hohe Meinung von der Weisheit und der Umsicht des ›alten Karlchen‹, daß die meisten geneigt waren, ihm zuzustimmen und keine weiteren Nachforschungen anzustellen, »bis von selbst etwas herauskäme«, wie der alte, ehrliche Herr sich ausgedrückt hatte; und ich glaube, am Ende würde man wohl allgemein

bei diesem Entschlusse geblieben sein, wenn nicht Herrn Schüttelwerts Neffe, ein junger Mann von ziemlich leichtfertigen Gewohnheiten und auch sonst schlechtem Charakter, in verdächtiger Weise dagegengeredet hätte. Dieser Neffe, ein Herr Pfennigfeder, wollte nichts von Aufschieben hören und bestand hartnäckig darauf, sofort Nachforschungen nach dem »Leichnam des ermordeten Mannes« anstellen zu lassen. *Diesen* Ausdruck wandte er an; und Herr Biedermann bemerkte sofort, daß das, gelinde gesagt, ein *sehr sonderbarer* Ausdruck gewesen sei, und diese Bemerkung des ›alten Karlchen‹ übte ebenfalls eine große Wirkung auf die Menge aus, und man hörte jemanden recht nachdrücklich fragen: wie es komme, daß dem jungen Herrn Pfennigfeder die Umstände, die mit dem Verschwinden seines reichen Onkels zusammenhingen, so genau bekannt seien, daß er sich berechtigt fühle, deutlich und unzweideutig zu behaupten, sein Onkel *sei* ein »ermordeter Mann«. Hierauf fielen in der Menge und besonders zwischen dem ›alten Karlchen‹ und Herrn Pfennigfeder ein paar spitze Bemerkungen. Dies letztere war absolut nichts Neues, denn seit drei oder vier Monaten lebten die beiden auf gespanntem Fuße miteinander. Es war sogar so weit gekommen, daß Herr Pfennigfeder den Freund seines Onkels in dessen Hause, in dem auch er selbst wohnte, zu Boden geschlagen hatte, weil er sich dort zu große Frechheiten gestattet haben sollte. Wie es hieß, hatte sich das ›alte Karlchen‹ bei dieser Gelegenheit durch außerordentliche Mäßigung und christliche Liebe ausgezeichnet. Er erhob sich nach dem Schlag, ordnete seine Kleider wieder, machte jedoch nicht den geringsten Versuch, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er murmelte nur etwas von »summarischer Rache bei der nächsten passenden Gelegenheit« - aber das war wohl nur eine sehr natürliche und leicht entschuld bare Äußerung seines gerechten Zornes, die nichts auf sich hatte und sofort wieder vergessen worden war.

Wie dem nun aber auch sei, für unsere Geschichte hat es nichts zu sagen - jedenfalls kamen die Leute von Rattelburg, hauptsächlich durch die überzeugende Beredsamkeit des Herrn Pfennigfeder, endlich zu dem Entschluß, die Umgegend zu durchstreifen, um eine Nachsuche nach dem vermißten Herrn Schüttelwert abzuhalten. Ich sage also, sie kamen im allgemeinen zu diesem Entschluß. Und nachdem sie ihn einmal gefaßt hatten, nahm man es als ganz selbstverständlich an, daß die Sucher sich in Trupps verteilen sollten, um die Gegend recht gründlich durchsuchen zu können. Ich erinnere mich jedoch nicht mehr, durch welche scharfsinnige Logik das ›alte Karlchen‹ die Versammlung überzeugte, dies sei das Unklugste, was man tun könne. Jedenfalls überzeugte er alle - Herrn Pfennigfeder ausgenommen -, daß es das beste sei, wenn die Bürger en masse eine sorgfältige und gründliche Nachsuchung anstellten; er selbst, das ›alte Karlchen‹, wolle den Zug anführen.

Man konnte sich in der Tat, wie schon eingangs erwähnt, keinen besseren Pionier bei diesen Nachforschungen denken als Herrn Biedermann. Jeder wußte, daß er ein Luchsauge hatte; aber, obgleich er die guten Rattelburger in zahlreiche abgelegene Löcher und Winkel und auf Wege führte, von denen kein Mensch bisher eine Ahnung gehabt hatte, und die Nachforschungen eine ganze Woche lang Tag und Nacht fortsetzte, ließ sich nicht die geringste Spur von Herrn Schüttelwert entdecken. Doch möchte ich das Wort ›Spur‹ nicht wörtlich verstanden haben, denn eine Spur von einiger Bedeutung wurde immerhin gefunden. Die eigentümlichen Hufspuren des Pferdes, auf dem der arme Herr fortgeritten war, waren auf der Straße, die zur Stadt führte, drei Meilen weit nach Osten zu verfolgen. Dann führten sie auf einen kleinen Abweg, der durch ein Wäldchen ging und sich später wieder mit dem Hauptweg vereinigte und ungefähr eine halbe Meile abschnitt. Man ging den Hufspuren nach und kam endlich an einen Sumpf mit stagnierendem Wasser, der, von Brombeergebüschen halb verdeckt, rechts vom Wege lag. Jenseits des Sumpfes verlor sich

jede Spur. Es schien, als habe hier ein Kampf stattgefunden, und aus verschiedenen Zeichen ließ sich ersehen, daß ein großer, schwerer Körper, viel größer und schwerer als der eines Mannes, von dem Pfad aus in den Sumpf geschleift worden war. Dieser letztere wurde zweimal sorgfältig durchsucht, ohne daß man etwas gefunden hätte, und man war schon nahe daran, die Nachforschungen als hoffnungslos aufzugeben, als die Vorsehung Herrn Biedermann auf den Gedanken brachte, das Wasser des Sumpfes vollständig abzulassen.

Dieser Vorschlag wurde mit Freuden begrüßt und das ›alte Karlchen‹ mit zahllosen Komplimenten über seinen Scharfsinn und seine Umsicht überhäuft. Da viele von den Bürgern in der Befürchtung, vielleicht einen Leichnam ausgraben zu müssen, Spaten mitgebracht hatten, wurde der Sumpf mit leichter Mühe und bald trocken gelegt. Kaum war der Boden sichtbar, da entdeckte man mitten im Schlamm, der zurückblieb, eine schwarze Weste aus Seidensammet, die jeder Anwesende sofort als das Eigentum des Herrn Pfennigfeder erkannte. Die Weste war vielfach zerrissen und mit Blut bedeckt, und mehrere der Anwesenden erinnerten sich genau, daß ihr Eigentümer sie am Morgen der Abreise des Herrn Schüttelwert getragen hatte, während andere sich bereit erklärten, nötigenfalls eidlich zu bezeugen, daß Herr Pfennigfeder das fragliche Kleidungsstück während des *Restes* jenes denkwürdigen Tages nicht mehr getragen habe; und endlich konnte niemand behaupten, daß er die Weste an irgendeinem Tage nach dem Verschwinden des Herrn Schüttelwert am Leibe des Herrn Pfennigfeder gesehen habe.

Nun begannen die Sachen für Herrn Pfennigfeder böse auszusehen, und der Verdacht, den man nun einmal gegen ihn hatte, wurde fast zur Gewißheit, als man bemerkte, daß er tödlich erbleichte und auf die Frage, was er denn zu seiner Entschuldigung vorzubringen habe, nicht ein Wort antworten konnte. Nun fielen auch die wenigen Freunde, die er sich bei seinem ausschweifenden Lebenswandel noch erhalten hatte, wie ein Mann von ihm ab und verlangten sogar noch eindringlicher als seine alten, erklärten Feinde seine sofortige Festnahme.

Dagegen zeigte sich der Edelmut Herrn Biedermanns in desto strahlenderem Lichte. Er verteidigte Herrn Pfennigfeder mit warmer, inniger Beredsamkeit und spielte mehr als einmal darauf an, wie er dem wilden jungen Manne, ›dem Erben des würdigen Herrn Schüttelwert‹, die Beleidigung, die dieser ihm, Herrn Biedermann, ohne Zweifel in der Hitze der Leidenschaft zuzufügen für gut befunden, längst vergessen und vergeben habe. Er verzeihe ihm, sagte er, aus tiefstem Herzen, und was ihn, Herrn Biedermann selbst, anbeträfe, so sei er nicht nur weit davon entfernt, diese leider höchst verdächtigenden Umstände zum Nachteil des Herrn Pfennigfeder auszubeuten, er wolle im Gegenteil sein möglichstes tun und seine ganze bescheidene Beredsamkeit aufwenden, um - um - um, soweit er es nur mit seinem Gewissen vereinbaren könne, diese wirklich so außerordentlich bedenkliche Sache in ihren schlimmsten Zügen zu *mildern*.

In dieser Weise, die sowohl seinem Herzen wie auch seinem Verstande alle Ehre machte, redete Herr Biedermann wohl eine halbe Stunde oder noch länger; doch warmherzige Personen sind in ihren Bemerkungen selten mäßig genug. In dem übereifrigen, hitzigen Bemühen, einem Freund beizustehen, lassen sie sich zu allen möglichen Schnitzern und unangebrachten A-tempo-Hieben oder zu Ungeschicklichkeiten verleiten, die, obwohl sie in der besten Absicht von der Welt geschehen, das Vorurteil gegen den Verteidigten eher bestärken als zerstreuen.

Diese Wirkung hatte auch die ganze Beredsamkeit des ›alten Karlchen‹, denn obgleich er

sich in allem Ernst für den Verdächtigten ins Zeug gelegt hatte, geschah es dennoch, daß jede Silbe, die er äußerte, den Argwohn, der sich gegen Herrn Pfennigfeder nun einmal erhoben hatte, nur noch bestärkte und die Wut der Menge gegen ihn aufstachelte.

Der Redner hatte den merklichen Fehler gemacht, den Verdächtigten den »Erben des würdigen Herrn Schüttelwert« zu nennen. Daran hatten die Rattelburger bis jetzt noch gar nicht gedacht. Man erinnerte sich nun gewisser Drohungen, die der Onkel, der außer seinem Neffen keine anderen lebenden Verwandten mehr besaß, vor ein oder zwei Jahren verkündet hatte: er wolle Herrn Pfennigfeder enterben, und hatte seit der Zeit die Enterbung als eine abgemachte Sache angesehen, doch die Bemerkung des ›alten Karlchen‹ richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf diesen Punkt und stellte ihnen die Möglichkeit vor Augen, daß diese Drohungen eben nichts als Drohungen gewesen sein könnten. Und daraufhin stellte man sich sofort die natürliche Frage: Cui bono? - eine Frage, die den jungen Mann fast noch schwerer belastete als die gefundene Weste.

Und hier muß man mir, wenn man mich nicht mißverstehen will, gestatten, eine kleine Abschweifung zu machen und zu bemerken, daß die kurze lateinische Phrase, die ich soeben anwandte, immer falsch übersetzt und mißverstanden worden ist. In allen bekannten Romanen sind die beiden lateinischen Worte ›cui bono?‹ mit ›zu welchem Zwecke‹ oder ›zu welchem Ende‹ übersetzt worden. Ihre wirkliche Bedeutung ist jedoch ›zu wessen Nutzen‹. Cui, wem; bono, zum Nutzen. Es ist eine rein juristische Phrase und genau anwendbar bei Fällen wie dem vorliegenden, bei denen es sich darum handelt, die Wahrscheinlichkeit der Täterschaft aus der Wahrscheinlichkeit des dem mutmaßlichen Täter aus der Tat erwachsenden Vorteils herzuleiten. In unserem Fall deutete die Frage ›Cui bono?‹ ganz entschieden auf Herrn Pfennigfeder. Sein Onkel hatte ihm, nachdem er zuerst ein Testament zu seinen Gunsten gemacht hatte, mit Enterbung gedroht. Doch die Drohung war nicht ausgeführt worden und das ursprüngliche Testament anscheinend unverändert geblieben. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte man dem Verdächtigten kein anderes Motiv als Rache unterschieben können, doch sprach die Möglichkeit, bei dem Onkel noch einmal wieder zu Gnaden zu kommen, entschieden gegen eine solche Annahme. Da jedoch das Testament nicht umgestoßen war, die Drohung einer Enterbung aber noch immer über dem Haupt des Neffen schwebte, so wird uns plötzlich das stärkste Motiv zu einer solchen Greuelthat klar: wenigstens schlossen die würdigen, scharfsinnigen Einwohner von Rattelburg in dieser Weise.

Herr Pfennigfeder wurde also auf der Stelle festgenommen und von der Menge, die sonst so gut wie keine Nachforschungen mehr anstellte, in die Stadt zurückgeführt. Unterwegs geschah noch etwas, das den Argwohn gegen ihn steigern mußte. Man bemerkte, daß Herr Biedermann der in seinem Eifer immer ein Stückchen Weges vor der Menge herlief, plötzlich einen kleinen Gegenstand aus dem Gras aufhob und, nachdem er ihn schnell untersucht hatte, einen halben Versuch machte, ihn in seiner Tasche verschwinden zu lassen. Doch, wie gesagt, die Handlung wurde bemerkt und infolgedessen verhindert, und der aufgehobene Gegenstand stellte sich als ein spanisches Messer heraus, das ein Dutzend Personen sofort als Eigentum des Herrn Pfennigfeder erkannten. Überdies waren die Anfangsbuchstaben seines Namens in den Griff graviert. Das Messer war geöffnet, und seine Klinge wies Blutspuren auf.

Nun stand die Schuld des Neffen wohl außer allem Zweifel, und sofort nach der Ankunft in Rattelburg wurde er vor den Untersuchungsrichter geführt.

Hier nahmen die Dinge ebenfalls eine für ihn überaus ungünstige Wendung. Als man den Angeklagten fragte, wo er sich an dem Morgen, an dem Herr Schüttelwert verschwunden sei, aufgehalten habe, hatte er wahrhaftig die Frechheit, zu gestehen, daß er an demselben Morgen mit seiner Büchse draußen gejagt habe und zwar in unmittelbarer Nähe des Sumpfes, in dem man seine blutbesudelte Weste dank dem Scharfsinn des Herrn Biedermann aufgefunden hatte.

Nun trat das ›alte Karlchen‹ vor und bat mit Tränen in den Augen darum, vernommen zu werden. Er sagte, daß sein strenges Pflichtgefühl Gott und den Menschen gegenüber ihm nicht gestatte, noch länger zu schweigen.

Bisher habe ihm die aufrichtigste Zuneigung zu dem jungen Manne, ungeachtet der üblen Behandlung, die er ihm, Herrn Biedermann, hätte angedeihen lassen, bewogen, alle nur erdenklichen Einwendungen zu machen, um den Verdacht, der ja leider schwer auf Herrn Pfennigfeder laste, zu entkräften; doch sprächen jetzt die Umstände *zu* überzeugend, zu verdammend gegen ihn - Herrn Pfennigfeder nämlich; nun dürfe er nicht länger zurückhalten und müsse alles sagen, sollte auch sein - Herrn Biedermanns - Herz darunter brechen.

Und nun setzte er deutlich auseinander, wie an dem Nachmittag des Tages vor dem Verschwinden des Herrn Schüttelwert dieser würdige alte Herr seinem Neffen in seiner - Herrn Biedermanns - Gegenwart gesagt habe, der Zweck der Reise, die er morgen unternehmen werde, sei der, bei der Farmerbank eine ungewöhnlich hohe Geldsumme zu deponieren, und daß bei dieser Gelegenheit der besagte Herr Schüttelwert dem besagten Neffen deutlich seinen unabänderlichen Entschluß kundgetan habe, das ursprüngliche Testament für nichtig erklären zu lassen und ihn ›mit einem Ei und einem Butterbrot‹ abzuspeisen.

Er, der Zeuge, fordere nun den Angeklagten in feierlicher Weise auf, auszusagen, ob er, der Zeuge, in allen wesentlichen Punkten die Wahrheit gesagt habe oder nicht.

Zum großen Erstaunen aller Anwesenden gab Herr Pfennigfeder die Wahrheit dieser Aussagen ohne die geringste Einschränkung zu.

Der Untersuchungsrichter hielt es nun für seine Pflicht, etliche Polizisten in das Haus des Herrn Schüttelwert zu schicken, damit sie das Zimmer des Angeklagten einer genauen Durchsuchung unterzögen. Von dieser Haussuchung kamen sie fast umgehend wieder mit der wohlbekanntem stahlbeschlagenen Brieftasche aus rotbraunem Leder zurück, die, wie jeder wußte, Herr Schüttelwert seit Jahren bei sich getragen hatte. Ihr wertvoller Inhalt jedoch war verschwunden, und vergebens bemühte sich der Untersuchungsrichter, aus dem Angeklagten herauszubringen, welchen Gebrauch er von dem Geld gemacht oder wo er es verborgen habe. Er leugnete hartnäckig, von der Sache auch nur das geringste zu wissen. Die Polizeidiener hatten außerdem noch in dem Bett des Unglückseligen auf dem Strohsack eins seiner Hemden und ein Halstuch gefunden, beides mit den Anfangsbuchstaben seines Namens gezeichnet und mit dem Blut des Opfers auf das gräßlichste besudelt.

Kaum war dies alles festgestellt, so wurde auch gemeldet, daß das Pferd des Ermordeten soeben infolge der erhaltenen Verletzung verendet sei. Herr Biedermann schlug sofort die Sezierung des Tieres vor, damit man, wenn möglich, die Kugel fände. Man folgte seinem Rat und fand, als hätte sich alles vereinigt, um die Schuld des Angeklagten restlos zu beweisen, nach langem Suchen in dem Brustkasten des Pferdes eine ungewöhnlich große

Kugel, die bei näherer Untersuchung genau in den Lauf der Büchse des Herrn Pfennigfeder paßte, während sie für die Büchsen aller übrigen Einwohner von Rattelburg und Umgegend zu groß war. Um die Sache noch klarer zu machen, stellte sich überdies heraus, daß die Kugel außer der gewöhnlichen noch eine kleine Naht hatte, die mit der anderen einen rechten Winkel bildete, und diese zweite Naht entsprach genau einer zufälligen Erhöhung in dem Kugelgießer, den der Angeklagte selbst als sein Eigentum anerkannte.

Nach Auffindung dieser Kugel hielt der Richter alle weiteren Schuldbeweise für überflüssig und erklärte, daß der Angeklagte vor die nächsten Assisen gestellt werden würde. Jede Bürgschaft - Herr Biedermann mit seinem warmen Herzen hatte sich erboten, dieselbe in beliebiger Höhe zu leisten - müsse er unbedingt zurückweisen. Dieser Edelmut des ›alten Karlchen‹ stimmte auf das schönste zu dem ehrenhaften, liebenswürdigen Betragen, dessen er sich während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in Rattelburg befließigt hatte. Im vorliegenden Fall ließ sich der würdige Herr so von seiner warmen Herzensgüte fortreißen, daß er, als er sich anbot, Bürgschaft für seinen jungen Freund zu leisten, ganz vergessen zu haben schien, daß er auf Gottes weiter Erde eigentlich kein festes Besitztum im Werte auch nur eines Dollars hatte.

Es war nicht schwer, vorauszusehen, wie der Urteilsspruch lauten werde. Unter den lauten Verwünschungen der Rattelburger wurde Herr Pfennigfeder vor die Geschworenen gestellt, und die Kette der überzeugenden Schuldbeweise, die Herrn Biedermanns zartes Gewissen noch durch einige weitere belastende Aussagen verstärkte, wurde für völlig ausreichend befunden, die Schuldfrage zu bejahen; der Angeklagte wurde, ohne daß die Geschworenen auch nur ihre Sitze verließen, ›des vorsätzlichen Mordes‹ schuldig befunden. Darauf wurde dann über den Unglücklichen das Todesurteil ausgesprochen. Man brachte ihn in das Gefängnis zurück, bis die unerbittliche Rache des Gesetzes ihren Lauf nehmen sollte.

Das ›alte Karlchen‹ hatte sich jedoch durch sein wahrhaft edelmütiges Betragen den Herzen der ehrlichen Bürger von Rattelburg nur noch teurer gemacht. Noch mehr als sonst wurde er ihr erklärter Liebling, und um die reichliche Gastfreundschaft, die man ihm erwies, wenigstens in etwas zu erwidern, war er, wie er einmal durchblicken ließ, gezwungen, die sehr sparsamen Gewohnheiten, die ihm seine Armut bis jetzt auferlegt habe, daranzugeben. Er gab kleine Gesellschaften, bei denen es lustig herging - nur wurde die Heiterkeit *natürlicherweise* hin und wieder ein wenig gedämpft, wenn man sich gelegentlich des widrigen, trüben Loses erinnerte, dem der Neffe des vielbetrauten Busenfreundes des großherzigen Gastgebers entgegenging.

Eines schönen Tages wurde der alte edelmütige Herr durch den Empfang des folgenden Briefes auf das angenehmste überrascht:

Herrn Karl Biedermann, Wohlgeboren,
Rattelburg,
von H., F., B. & Cie.

Chat. Mar. A - Nr. 1. - 6 Dtz. Flaschen (1/2 Groß)
Herrn Karl Biedermann,
Wohlgeboren.

Sehr geehrter Herr!

Infolge einer Bestellung, die unserer Firma vor etwa zwei Monaten durch unseren Geschäftsfreund Herrn Barnabas Schüttelwert gemacht wurde, haben wir die Ehre, heute morgen eine doppelte Kiste Chateau Margaux an Ihre Adresse abgehen zu lassen. Qualität Antilope. Violettes Siegel. Kiste numeriert und wie obenstehend markiert.

Wir verbleiben, sehr geehrter Herr,
Ihre ergebensten Diener

Stadt B., 21. Juni 18.. Hoggs, Frogs, Bogs & Cie.

P. S. Die Kiste wird Ihnen einen Tag nach Empfang dieses Briefes per Fracht zugehen. Unsere Empfehlungen an Herrn Schüttelwert.
H., F., B. & Cie.

Seit dem Tode des Herrn Schüttelwert hatte Herr Biedermann jede Hoffnung aufgegeben, den versprochenen Chateau Margaux jemals zu bekommen, und sah die Sache jetzt fast als eine Fügung der gütigen Vorsehung an. Er war im höchsten Grade entzückt und lud im Übermaß seiner Freude für den nächsten Abend eine große Gesellschaft ein, die ihm helfen sollte, das Geschenk des guten alten Herrn Schüttelwert seiner Bestimmung zu übergeben. Doch erwähnte er den ›guten alten Herrn Schüttelwert‹ bei seinen Einladungen mit keinem Worte. Er dachte viel darüber nach und kam zu dem Schluß, daß es wirklich besser sei, nichts zu sagen. Also, wie gesagt, er erzählte nichts von einem Geschenk, sondern bat seine Freunde nur, ihm zu helfen, ein paar Flaschen ganz besonders guten Weines, den er schon vor ein paar Wochen in der Stadt bestellt habe und der morgen eintreffen müsse, austrinken zu helfen. Ich habe mich selbst oft gefragt, warum das ›alte Karlchen‹ beschlossen hatte, *nicht* zu sagen, daß es den Wein von seinem alten Freunde zum Geschenk erhalten habe. Ich konnte wirklich nicht klug daraus werden, obgleich mir einleuchtete, daß er *jedenfalls einen wichtigen Grund* zum Schweigen hatte.

Der Abend kam und mit ihm eine hoch ehrenwerte Gesellschaft; das halbe Städtchen war im Hause des Herrn Biedermann erschienen - auch ich befand mich unter den Eingeladenen. Doch zum größten Verdrusse des Wirtes kam die Kiste Chateau Margaux erst an, als man dem leckeren Abendmahl schon alle Ehre angetan hatte. Es war eine ungeheuer große Kiste, und da man bereits in ausgezeichneter Stimmung war, wurde unter allgemeinem Beifall beschlossen, sie auf die Tafel hinaufzuheben und dort ihres Inhaltes zu entledigen.

Gesagt, getan. Ich half mit, und im Nu stand die Kiste auf dem Tisch, mitten zwischen Flaschen und Gläsern, denen dabei böse mitgespielt wurde. Das ›alte Karlchen‹, das schon ziemlich angeheitert und puterrot im Gesicht war, setzte sich mit einer Miene komischer Würde an die Spitze der Tafel, schlug wie ein Besessener mit einer festen Karaffe auf den Tisch und befahl jedermann, sich ruhig zu verhalten, »bis der Schatz gehoben« sei.

Das Lachen und Schreien dauerte noch ein wenig an, endlich wurde es ruhig, ja, wie es bei dergleichen Gelegenheiten oft geschieht, es trat *Totenstille* ein. Man forderte mich auf, den Deckel zu öffnen, und ich kam diesem Wunsche »mit unendlichem Vergnügen« nach. Ich steckte einen Meißel zwischen Deckel und Kiste und schlug einige Male leicht mit dem Hammer darauf.

Der Deckel flog plötzlich mit Heftigkeit in die Höhe - und im selben Augenblick richtete sich, dem Wirt gerade gegenüber, der blutige, schon halb verwesene Leichnam des ermordeten Herrn Schüttelwert in sitzender Stellung aus der Kiste auf. Er blickte Herrn Biedermann ein paar Augenblicke lang mit seinen verglasten Augen starr und kummervoll an. Dann sprach

er langsam, aber deutlich und nachdrücklich die drei Worte: »Du hast's getan!« und fiel, als sei er nun zufriedengestellt, aus der Kiste heraus und streckte seine Glieder auf dem Tisch aus.

Die Szene, die folgte, spottet jeder Beschreibung. In grauenhaftem Entsetzen stürzte alles auf die Türen und Fenster zu, und selbst einige der stärksten Männer wurden vor bloßem Schreck ohnmächtig. Doch nach dem ersten wilden Ausbruch des Grauens richteten sich aller Augen auf Herrn Biedermann. Wenn ich tausend Jahre alt würde, könnte ich nie die Todesangst vergessen, die sich auf seinem eben noch so triumphierenden, strahlenden, nun geisterhaft verzerrten Gesicht widerspiegelte.

Mehrere Minuten lang saß er wie versteinert, seine vollständig ausdruckslos gewordenen Augen schienen nach innen gewandt und in der Anschauung seiner elenden, heuchlerischen Seele ganz versunken zu sein. Endlich wurden sie sich der äußeren Welt wieder bewußt, es blitzte in ihnen auf, und im selben Augenblick sprang er von seinem Stuhl und fiel mit Kopf und Schultern schwer auf den Tisch, so daß er den Leichnam berührte, und legte ein ausführliches Geständnis des grausigen Verbrechens ab, um dessentwillen man Herrn Pfennigfeder eingekerkert und zum Tode verurteilt hatte.

Er erzählte im wesentlichen folgendes:

Er folgte seinem Opfer bis in die Nähe des Sumpfes, dort schoß er mit einer Pistole auf das Pferd und erschlug den Reiter mit dem Griff der Pistole, eignete sich die Briefftasche an und schleppte das Pferd, das er für tot hielt, mit vieler Mühe in die Brombeerbüsche, die den Sumpf umstanden. Den Leichnam des Herrn Schüttelwert befestigte er auf seinem eigenen Pferd, um ihn, weit von dem Tatort, im Wald zu verbergen.

Die Weste, das Messer, die Briefftasche, ja sogar die Kugel hatte er selbst an die Stellen gebracht, an denen man sie gefunden hatte, in der Absicht, sich an Herrn Pfennigfeder zu rächen. Auch hatte er die Entdeckung des blutgeröteten Halstuches und Hemdes herbeigeführt.

Gegen Ende dieser haarsträubend gräßlichen Aussagen wurde die Stimme des schuldigen Elenden unsicher und hohl. Als er endlich fertig war, erhob er sich, schwankte ein paar Schritte vom Tisch zurück und fiel tot zu Boden.

Die Mittel, die dieses rechtzeitige Geständnis herbeiführten, waren trotz ihrer großen Wirksamkeit äußerst einfache. Herrn Biedermanns übermäßige Biederkeit hatte mich angeekelt und gleich anfangs Verdacht bei mir erregt. Ich war dabei gewesen, als Herr Pfennigfeder ihn geschlagen hatte, und der teuflische Ausdruck, der damals, wenn auch nur für einen Augenblick, sein Gesicht verzerrte, hatte mich überzeugt, daß er die Drohung, sich zu rächen, reichlich ausführen werde. So war es mir also möglich, die Manöver des ›alten Karlchen‹ in einem ganz anderen Licht zu erblicken, als es die guten Rattelburger taten. Ich sah sofort, daß alle belastenden Entdeckungen direkt oder indirekt von Herrn Biedermann ausgingen. Was mir jedoch die Augen über den wahren Sachverhalt öffnete, war der Umstand, daß Herr Biedermann in dem Kadaver des Tieres eine Kugel *fand*. Ich hatte nicht, wie die Rattelburger, vergessen, daß der Körper des Pferdes ein Loch aufwies, durch das die Kugel eingedrungen, und ein anderes, durch das sie wieder hinausgegangen war. Wenn man dennoch eine Kugel fand, war es klar, daß die Person, die sie gefunden hatte, diese vorher dort versteckt haben mußte. Das blutige Tuch und das Hemd bestärkten ebenfalls meine Annahme, denn bei genauer Prüfung stellte sich heraus, daß das vermeintliche Blut guter

Bordeaux war. Als ich dies alles recht bedachte und auch die Ausgaben und ungewohnte Freigebigkeit des Herrn Biedermann bemerkte, wuchs mein Argwohn stündlich, doch sprach ich zu niemanden darüber.

Mittlerweile stellte ich eifrige Nachforschungen nach dem Leichnam des Herrn Schüttelwert an und suchte aus naheliegenden Gründen an Orten, die möglichst weit von denen, die Herr Biedermann mit seiner Schar durchstöbert hatte, entfernt waren. Nach einigen Tagen kam ich an einen alten, versiechten Brunnen, dessen Öffnung durch Brombeergestrüpp verborgen war, und auf seinem Boden fand ich, was ich suchte. Ich hatte jedoch auch zufällig die Unterhaltung der beiden Freunde mit angehört, in der das ›alte Karlchen‹ Herrn Schüttelwert durch allerlei Schmeichelei zu überreden gewußt hatte, ihm eine Kiste Chateau Margaux zu versprechen. Diesen Umstand benutzte ich. Ich verschaffte mir ein steifes Stück Fischbein, stieß es in den Hals des Leichnams hinab und legte ihn in eine alte Weinkiste, derart, daß sich der Körper mit dem Fischbein beugen mußte. Dann drückte ich den Deckel kräftig nieder und nagelte ihn an. Ich konnte also erwarten, daß er, sobald man die Nägel entfernte, aufspringen und der Leichnam in die Höhe schnellen würde.

Danach markierte und nummerierte ich die Kiste, schrieb die Adresse und den Brief unter dem Namen des Weinhändlers, mit dem Herr Schüttelwert in Verbindung gestanden hatte; meinem Diener gab ich den Befehl, die Kiste zu einer genau angegebenen Zeit in das Haus des Herrn Biedermann zu schaffen; und die Worte, die der Leichnam sprechen sollte, beschloß ich selbst so wirkungsvoll wie möglich hervorzubringen: infolge meines Talentes als Bauchredner durfte ich mir's schon zutrauen. Im übrigen aber überließ ich alles dem bösen Gewissen des Mörders.

Weiter habe ich nichts zu erzählen. Höchstens, daß Herr Pfennigfeder auf der Stelle freigelassen wurde: er erbte das Vermögen seines Onkels und zog aus seiner schlimmen Erfahrung manche gute Lehre, begann einen neuen Lebenswandel, wurde ein anderer und lebte noch lange glücklich und zufrieden.

[Nächste Geschichte](#)

[Titelseite](#)

Das verräterische Herz

Es ist wahr! Nervös, schrecklich nervös war ich und bin ich noch; aber weshalb soll ich wahnsinnig sein? Mein Übel hatte meine Sinne nur geschärft, nicht zerstört oder abgestumpft. Vor allem war mein Gehörsinn außerordentlich empfindlich geworden. Ich hörte alle Dinge, die im Himmel und auf der Erde vor sich gingen, und auch vieles, was in der Hölle geschah. Wie könnte ich also wahnsinnig sein? Hören Sie nur zu, wie vernünftig und ruhig ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen werde. Ich kann nicht mehr genau sagen, wie mir zuerst der Gedanke kam, doch als er einmal gekommen, quälte er mich Tag und Nacht. Einen Zweck verfolgte ich nicht, auch trieb mich kein Haß. Ich hatte den alten Mann lieb. Er hatte mir nie etwas Übles getan, er hatte mich nie beleidigt. Ich trachtete auch nicht nach seinem Golde. Nur - sein eines Auge reizte mich. Ja, sein Auge muß es gewesen sein! Es glich dem eines Geiers - war blaßblau und von einem dünnen Häutchen bedeckt. Wenn sein Blick auf mich fiel, war es mir stets, als gerinne das Blut in meinen Adern, und so entschloß ich mich denn allmählich, dem alten Mann das Leben zu nehmen, um mich auf diese Weise für immer von seinem Auge zu befreien.

Und deshalb hält man mich für wahnsinnig! Wahnsinnige wissen nicht, was sie tun. Aber Sie sollten mich gesehen haben! Sollten gesehen haben, mit welcher Klugheit, mit welcher Überlegung und Vorsicht, mit welcher Verstellung ich zu Werke ging! Ich war niemals lebenswürdiger gegen den alten Mann als während der Woche, die der Nacht voranging, in der ich ihn tötete. Jede Nacht, um Mitternacht, drückte ich die Klinke seiner Türe nieder und öffnete sie - oh, wie leise! Und wenn ich sie weit genug geöffnet hatte, um meinen Kopf durch den Spalt stecken zu können, zog ich eine dunkle Laterne hervor, die ringsherum verschlossen war, so daß kein Lichtschimmer nach außen dringen konnte, und streckte meinen Kopf ins Zimmer. Hätte jemand gesehen, wie schlaue ich das anfang, sicher hätte er gelacht. Ich streckte ihn ganz langsam, ganz, ganz langsam vor, damit ich den alten Mann nicht im Schlafe störte. Eine volle Stunde nahm ich mir Zeit, um meinen Kopf so weit durch die Öffnung zu zwängen, daß ich ihn auf seinem Bette erblicken konnte. Ha! Würde ein Wahnsinniger so viel Geduld gehabt haben? Und dann, wenn mein Kopf glücklich im Zimmer war, öffnete ich die Laterne so vorsichtig - oh, so vorsichtig (ihre kleinen Angeln hätten ja knarren können!) und nur so weit, daß ein einziger Lichtstreif auf das Geierauege fiel. Und dies tat ich sieben Nächte hindurch, jede Nacht genau um die Mitternachtstunde. Aber ich fand das Auge immer geschlossen, und deshalb war es mir unmöglich, die Tat zu vollbringen; denn nicht der alte Mann ärgerte mich, sondern nur sein böses Auge. Und jeden Morgen bei Tagesanbruch ging ich ganz unbefangen in sein Zimmer, sprach mit ihm, redete ihn in herzlichem Tone mit seinem Namen an und fragte ihn, wie er die Nacht verbracht habe. Er hätte also ein ganz besonders argwöhnischer alter Mann sein müssen, wenn ihm jemals der Gedanke gekommen wäre, daß ich ihn jede Nacht um zwölf Uhr, während er schlief, aufmerksam und mit der fürchterlichsten Absicht betrachtete.

In der achten Nacht öffnete ich die Türe noch vorsichtiger als gewöhnlich. Der Minutenzeiger an der Uhr bewegte sich rascher, als ich meine Hand bewegte. Noch niemals vorher hatte ich den hohen Grad meiner Selbstbeherrschung und meiner Klugheit so gefühlt wie damals. Ich konnte mein Triumphgefühl kaum bändigen. Zu denken, daß ich hier

allmählich die Tür öffnete und er auch im Traume nicht die geringste Ahnung von meinem geheimen Tun und Wollen hatte! Bei dieser Vorstellung konnte ich mich nicht enthalten, leise in mich hineinzukichern. Vielleicht hörte er es, denn in diesem Augenblicke bewegte er sich in seinem Bett, als fahre er plötzlich aus dem Schlafe auf. Man wird nun vielleicht denken, ich wäre geflohen? O nein! Sein Zimmer war stockfinster, denn aus Furcht vor Räufern hatte er die Läden fest geschlossen. Ich wußte also, daß er nicht sehen konnte, daß die Tür ein wenig offen stand, und mit zäher Beständigkeit öffnete ich sie langsam weiter ... und weiter.

Meinen Kopf hatte ich schon ins Zimmer gestreckt und wollte gerade die Laterne öffnen, als mein Daumen von dem zinnernen Verschuß abglitt und der alte Mann in seinem Bett aufsprang und rief: »Wer ist da?« Ich verhielt mich ganz ruhig und sagte nichts. Eine Stunde lang zuckte ich auch nicht mit einer Wimper, und während dieser ganzen Zeit hörte ich nicht, daß er sich wieder niederlegte. Er saß also im Bett aufrecht und horchte, geradeso, wie ich selbst es Nacht für Nacht getan hatte, auf das Ticken des Totenwurmes in der Wand.

Dann hörte ich ein leises Stöhnen, und ich wußte, es war das Stöhnen der Todesangst. Es war kein Schmerzensseufzer, kein Seufzer aus Kummer - es war der leise, erstickte Ton, der sich aus der Tiefe einer von maßlosem Entsetzen gequälten Seele losringt. Ich kannte diesen Ton wohl. Manche Nacht, um Mitternacht, wenn alle Welt schlief, war er aus meinem Herzen aufgestiegen, und sein schreckenvolles Echo hatte das Grauen, das mich von Sinnen brachte, noch erhöht. Ich sage, ich kannte ihn wohl. Was der alte Mann empfand, wußte ich und bedauerte ihn, obwohl ich mich im Innern vor Vergnügen wand. Ich war überzeugt, daß er seit jenem ersten leisen Geräusch, das ihn im Bette auffahren ließ, wach lag, und sagte mir, daß seine Angst von Minute zu Minute gewachsen, daß er vergeblich versucht, sie sich als grundlos darzustellen, daß er sich eingeredet habe, es sei nichts - der Wind im Kamin, nur eine Maus, die über den Boden gelaufen, oder ein Heimchen, das einmal kurz gezirpt. Ja, sicher hatte der alte Mann versucht, sich mit solchen Vorstellungen zu trösten; doch - es wollte ihm nicht gelingen. *Es war vergebens*, weil der Tod herannahte und der schwarze Schatten, der ihm vorausseilt, schon um das Opfer war. Und dieser schauerliche, unbemerkbare Schatten bewirkte, daß der alte Mann, obwohl er nichts sah noch hörte, meine Gegenwart im Zimmer *fühlte*.

Als ich lange Zeit geduldig gewartet hatte, ohne zu hören, ob er sich wieder niedergelegt habe, beschloß ich, die Laterne ein ganz klein wenig zu öffnen. Ich tat es - man kann sich nicht vorstellen, wie behutsam! wie leise! -, bis endlich ein einziger dünner Strahl, schwach wie der Faden eines Spinnwebes, aus dem Spalt drang und auf das Geierauge fiel.

Es stand offen, weit, weit offen; und als ich es sah, stieg eine wilde Wut in mir auf. Ich erkannte es mit vollkommener Deutlichkeit - ein trübes Blau mit einem scheußlichen Schleier darüber, dessen Anblick das Mark in meinen Knochen gerinnen ließ. Doch weiter sah ich nichts von dem Gesicht oder der Gestalt des alten Mannes, denn ich hatte den Strahl unwillkürlich genau auf die eine verdammte Stelle gerichtet.

Ich hatte ja schon angedeutet, daß das, was man fälschlich für Wahnsinn bei mir hält, nur eine verschärfte Empfindlichkeit der Sinne ist. So vernahmen meine Ohren jetzt ein leises, dumpfes, bewegliches Geräusch, wie es vielleicht eine in Wolle gewickelte Uhr hervorbringen würde. Auch *diesen* Ton kannte ich. Es war das Herzklopfen des alten Mannes. Und es stachelte meine Wut an, wie der Trommelwirbel den Mut der Soldaten.

Doch auch jetzt bezwang ich mich und verhielt mich ruhig. Kaum daß ich atmete! Die Laterne hielt ich regungslos in der Hand und versuchte, wie sicher ich den Strahl auf das Auge des alten Mannes gerichtet halten konnte! Mittlerweile nahm das höllische Pochen seines Herzens immer mehr zu. Es wurde jeden Augenblick schneller und schneller, lauter und lauter. Das Entsetzen des alten Mannes mußte den Höhepunkt erreicht haben. Es wurde lauter, sage ich, jeden Augenblick lauter! - Wird man mich gut verstehen? Ich sagte schon, daß ich nervös sei: ich bin es. Und dieses seltsame Geräusch in der toten, fürchterlichen Stille, die in dem alten Hause zu dieser Nachtstunde herrschte, wirbelte mich in wilden Schrecken. Noch einige weitere Minuten hielt ich an mich, stand ganz still. Aber das Klopfen wurde lauter und lauter. Ich dachte, es müsse das Herz zersprengen. Und nun packte mich eine neue Angst, die Nachbarschaft würde es ebenfalls hören. Da aber war die Stunde des alten Mannes gekommen! Mit einem gellenden Schrei riß ich die Blenden der Laterne auf und sprang ins Zimmer. Er schrie auf - einmal nur! In einem Augenblicke hatte ich ihn aus dem Bette auf den Boden gerissen und das schwere Bettzeug über ihn gezogen. Dann lächelte ich vergnügt, daß ich die Tat so weit vollbracht hatte. Aber das Herz schlug noch ein paar Minuten lang mit dumpfem Ton fort. Doch das ärgerte mich nicht mehr. Durch die Wand würde man es doch nicht hören. Endlich stand es still. Der alte Mann war tot. Ich räumte das Bettzeug beiseite und untersuchte den Körper. Ja, er war tot - tot! Ich legte meine Hand auf das Herz und ließ sie mehrere Minuten lang liegen. Es klopfte nicht mehr. Er war bestimmt tot. Sein Auge würde mich nicht mehr quälen.

Wer mich auch jetzt noch für wahnsinnig hält, wird den Gedanken endgültig aufgeben müssen, wenn ich ihm erzähle, mit welcher weiser Vorsicht ich den Körper verbarg. Die Nacht begann zu schwinden, und ich arbeitete in schweigender Hast.

Zunächst riß ich drei Dielen aus dem Boden des Zimmers und verbarg den Toten zwischen der Füllung, dann setzte ich dieselben so geschickt, so schlau wieder ein, daß kein menschliches Auge - nicht einmal das seinige - die geringste Veränderung hätte wahrnehmen können. Da war ja nichts abzuwaschen - kein Blutfleck, nicht die kleinste Spur von einem einzigen Tropfen. Dazu war ich viel, oh, viel zu vorsichtig gewesen.

Als ich diese Arbeit vollendet hatte, war es vier Uhr - und noch so dunkel wie um Mitternacht. Gerade als die Uhr schlug, wurde an die Haustür gepocht. Ich öffnete leichten Herzens, denn was hatte ich *jetzt* noch zu fürchten? Drei Männer traten ein, die sich als Polizeibeamte vorstellten. Während der Nacht hatte man in der Nachbarschaft einen Schrei gehört, der den Argwohn erregt hatte, es sei irgendein Verbrechen verübt worden. Man hatte die Polizei benachrichtigt, und diese hatte die Beamten abgeschickt, um sofort Untersuchungen vorzunehmen.

Ich lächelte - denn was hatte ich zu fürchten? - und hieß die Herren willkommen. Den Schrei behauptete ich selbst im Traume ausgestoßen zu haben, und der alte Herr sei aufs Land gereist. Ich führte die Besucher durch das ganze Haus und forderte sie auf, nur *gut* zu suchen. Zum Schlusse führte ich sie in *sein* Zimmer und zeigte ihnen, daß sein Geld und seine Wertgegenstände sicher und wohlverwahrt dalagen. Im Übermaß des Gefühles meiner Sicherheit brachte ich Stühle in das Zimmer und nötigte sie, hier von ihren Anstrengungen auszuruhen, während ich in toller Vermessenheit, so vollauf überzeugt, die Tat sei gelungen, meinen Stuhl gerade auf die Dielen stellte, unter denen der Leichnam meines Opfers lag. Die Polizisten waren zufriedengestellt. Mein Auftreten hatte jeden Verdacht zunichte gemacht. Ich war in ausgezeichneter Stimmung. Während ich heiter auf ihre Fragen antwortete,

plauderten sie dazwischen von gleichgültigen Dingen. Aber es dauerte nicht lange, da fühlte ich, wie ich erbleichte, und wünschte, sie möchten gehen. Der Kopf tat mir weh, und es sauste mir in den Ohren; aber sie blieben sitzen und plauderten weiter. Das Sausen in meinen Ohren schwoll an; es blieb und wurde immer deutlicher. Ich sprach lebhafter, um das schreckliche Gefühl loszuwerden. Doch es dauerte fort und wurde immer bestimmter, bis ich deutlich spürte, daß es nicht mehr in meinen Ohren war.

Jedenfalls war ich jetzt sehr bleich geworden; aber ich sprach schneller und immer schneller, mit lauterer Stimme darauf los. Allein, auch der Ton wurde stärker - was sollte ich anfangen? Es war ein leiser, dumpfer, rascher Ton - wie ihn eine Taschenuhr, die man in Wolle gewickelt hat, hervorbringen mag. Ich rang nach Atem - doch die Beamten hörten das Geräusch immer noch nicht. Ich sprach noch schneller, noch heftiger; doch das Geräusch nahm immer noch zu. Ich stand auf und stritt mit gewaltsam angestrenzter Stimme und heftigen Gebärden über Kleinigkeiten; aber auch das Geräusch wurde noch lauter. Weshalb *gingen sie* denn immer noch nicht? Ich eilte mit schweren Schritten auf und ab, als ob mich die Beamten durch ihr Beobachten bis zur Wut gereizt hätten. Vergeblich! Das Geräusch schwoll an. Mein Gott! Was konnte ich noch tun? Ich schäumte vor Wut - ich raste, ich fluchte! Ich ergriff den Stuhl, auf dem ich gesessen, und scharrte mit ihm auf der Diele umher - das Geräusch übertönte alles und wuchs und wuchs! Es wurde lauter - lauter - *lauter!* Und noch immer plauderten die Männer vergnügt und lächelten dazu. War es möglich, daß sie es *nicht* hörten? Allmächtiger Gott! Nein! Nein! Sie hörten es! - Sie schöpften schon Verdacht! - Sie wußten alles! - Sie trieben nur Spott mit meinem Entsetzen! Dies dachte ich (und denke es noch). Aber alles andere war erträglicher als meine Todesangst, war besser als ihr Hohn! Ich konnte ihr heuchlerisches Lächeln nicht länger ertragen. Ich fühlte, daß ich schreien müsse - oder sterben! - Und nun - horch - wieder - lauter! lauter!! lauter!!! *lauter!!!!* -
»Schurken!« schrie ich heraus. »Verstellt euch nicht länger! Ich gestehe die Tat! Reißt die Dielen auf! Hier! Hier! Es ist das grauenhafte Klopfen seines Herzens!«

[Nächste Geschichte](#)

[Titelseite](#)

Der Doppelmord in der Rue Morgue

Welches Lied die Sirenen sangen oder welchen Namen Achilles sich beilegte, als er sich unter den Weibern verbarg - das sind zwar schwierige Fragen, aber dennoch nicht jeglicher Mutmaßung entzogen.

Sir Thomas Browne

Die Charaktereigenschaften, die man die analytischen nennt, sind selbst einer Analyse nur wenig zugänglich. Wir schätzen sie lediglich nach ihren Erfolgen ein und wissen unter anderem von ihnen, daß sie für denjenigen, der sie in ausschweifendem Maße sein eigen nennt, eine Quelle köstlichsten Genusses sind. Wie der Starke auf seine Körperkraft stolz ist und an Übungen, die seine Muskeln in Tätigkeit setzen, seine Freude hat, so frohlockt der Analytiker über die Regsamkeit seines entwirrenden Geistes. Selbst in der wichtigsten Beschäftigung findet er noch einen Reiz, wenn er nur sein Talent spielen lassen darf. Er ist ein Freund von Rätselraten, Kopfzerbrechen und Hieroglyphen und entfaltet bei jeder seiner Lösungen einen Grad von Scharfsinn, der dem gewöhnlichen Begreifen übernatürlich vorkommt. Seine durch nichts als das Konzentrat, die Quintessenz einer planmäßigen Methode erzielten Resultate erwecken den täuschenden Anschein einer Erleuchtung.

Dieses Auflösungsvermögen wird möglicherweise durch mathematische Studien beträchtlich gefördert, und zwar ganz besonders durch jenen vornehmsten Zweig der Mathematik, den man mit Unrecht und bloß auf Grund seiner rückläufigen Operationen gleichsam par excellence die Analysis genannt hat. Indessen heißt berechnen noch nicht analysieren. Ein Schachspieler zum Beispiel tut das eine, ohne sich um das andere zu bemühen. Daraus folgt, daß das Schachspiel in seinen Wirkungen auf den Charakter ganz falsch eingeschätzt wird. Ich beabsichtige hier nicht eine Abhandlung zu schreiben, sondern möchte nur eine einigermaßen sonderbare Geschichte durch ein paar ganz beiläufige Bemerkungen einleiten. Ich will also die Gelegenheit bloß benutzen, um festzustellen, daß die höheren Kräfte des reflektierenden Verstandes durch das unaufdringliche Damespiel entschiedener und nutzbringender beschäftigt werden als durch all die ausgeklügelten Nichtigkeiten des Schachs. Bei diesem letzten Spiel, wo die Figuren die unterschiedlichsten bizarren Bewegungen von verschiedenem und veränderlichem Wert ausfahren, wird - mit einem häufigen Irrtum - etwas, das nur sehr kompliziert ist, für tief gehalten. Die Aufmerksamkeit wird stark in Anspruch genommen. Erlahmt sie einen Augenblick, so wird etwas übersehen, das zu Verlusten oder zur Niederlage führt. Bei der Mannigfaltigkeit und Unübersichtlichkeit der möglichen Züge sind die Chancen, solche Fehler zu begehen, natürlich sehr groß, und in neun von zehn Fällen wird derjenige Spieler, der sich besser konzentriert, eher gewinnen als der geistreichere. Beim Damespiel hingegen, wo man nur auf eine einzige Art ziehen kann und es kaum irgendwelche Varianten gibt, ist die Wahrscheinlichkeit, eine Unachtsamkeit zu begehen, geringer, die bloße Aufmerksamkeit fällt verhältnismäßig kaum ins Gewicht, und die von einem der Partner errungenen Vorteile sind seinem überlegenen Scharfsinn zuzuschreiben. Stellen wir uns, um weniger abstrakt zu sein, eine Partie vor, in der sich die

Anzahl der Steine auf vier Damen beschränkt, wobei selbstverständlich ein Übersehen nicht zu erwarten ist. Es ist klar, daß hier, bei sonst gleich starkem Spiel, der Sieg nur durch einen auserlesenen geschickten Zug, das Ergebnis einer äußersten Verstandesanstrengung, entschieden werden kann. Wenn die gewöhnlichen Hilfsmittel versagen, versetzt sich der Analytiker in den Geist seines Gegners, identifiziert sich mit ihm und entdeckt nicht selten mit einem Blick die einzige, zuweilen verblüffend einfache Methode, die den anderen zu einem Fehler verführen oder in falsche Berechnungen stürzen muß.

Whist wird seit jeher wegen seines Einflusses auf das sogenannte Berechnungsvermögen gerühmt; und Männer von hervorragender Intelligenz waren wegen des scheinbar unbegreiflichen Vergnügens bekannt, das ihnen das Spiel bereitete, während sie das Schachspiel als bedeutungslos ablehnten. Ohne Zweifel nimmt von allen derartigen Beschäftigungen keine die analytischen Fähigkeiten so sehr in Anspruch wie Whist. Der beste Schachspieler der Christenheit mag vielleicht noch ein wenig mehr sein als eben der beste Schachspieler; aber Meisterschaft im Whist begreift die Fähigkeit zum Erfolg in all den unvergleichlich wichtigeren Unternehmungen in sich, wo der Geist mit dem Geiste kämpft. Wenn ich Meisterschaft sage, so meine ich jene Vollendung des Spiels, welche das Wissen um alle Hilfsmittel, aus denen sich ein rechtmäßiger Vorteil ziehen läßt, in sich schließt. Diese Hilfsmittel sind nicht nur zahlreich, sondern auch von verschiedener Art und bestehen häufig in so versteckten Gedankengängen, daß der gewöhnliche Verstand ihnen nicht auf die Spur zu kommen vermag.

Aufmerksam beobachten heißt sich deutlich erinnern, und insofern wird der konzentrierte Schachspieler, da ja die Regeln von Hoyle, die sich nur auf den Mechanismus des Spieles gründen, leicht und allgemein verständlich sind, auch ein ganz guter Whistspieler sein. Daher meint man gewöhnlich, ein zuverlässiges Gedächtnis haben und sich an "das Buch" halten, das sei die ganze Weisheit des guten Spiels. Aber erst dort, wo das Reich der bloßen Regeln aufhört, offenbart sich die Kunst des Analytikers. In aller Stille sammelt er Beobachtungen und zieht seine Schlüsse. Dasselbe tun vielleicht die Mitspieler. Und der Unterschied im Umfang der so erhaltenen Auskunft liegt nicht so sehr in der Richtigkeit des Schlusses wie in der Art der Beobachtung. Es ist unumgänglich zu wissen, was man zu beobachten hat. Unser Spieler setzt sich keineswegs Grenzen, noch weist er, weil das Spiel die Hauptsache ist, Folgerungen aus Vorkommnissen, die nicht zum Spiel selbst gehören, von sich. Er prüft den Gesichtsausdruck seines Partners und vergleicht ihn sorgfältig mit dem eines jeden seiner Gegner. Er beachtet die Art und Weise, wie jeder seine Karten in der Hand ordnet, und zählt oft, den Blicken der Spieler folgend, Atout auf Atout und Honneur auf Honneur mit. Er merkt sich im Verlauf des Spieles jede Veränderung der Mienen und macht sich über die verschiedenen Äußerungen von Sicherheit, Überraschung, Triumph und Ärger manche Gedanken. Aus der Art, wie jemand einen Stich aufnimmt, schließt er, ob der Betreffende noch einen anderen Stich in derselben Farbe machen kann, er erkennt an der Weise, in der er die Karte auf den Tisch wirft, ob jemand sich verstellt. Ein beiläufiges oder unüberlegtes Wort, das zufällige Fallenlassen oder Umdrehen einer Karte, die Beflissenheit oder Nachlässigkeit, mit der man sie wieder aufnimmt, das Zählen der Stiche und die Art ihrer Anordnung, Verlegenheit, Zaudern, Heftigkeit und Bestürzung, das alles bietet seinem scheinbar intuitiven Blick Anhaltspunkte, aus denen er den wahren Stand der Dinge errät. Und sind erst zwei oder drei Runden gespielt, so weiß er genau, was jeder in der Hand hat, und spielt seine Karten mit so absoluter und zielbewußter Sicherheit aus, als ob sämtliche Mitspieler die ihren offen aufgelegt hätten. Das analytische Vermögen darf mit der bloßen Erfindungsgabe nicht verwechselt werden. Denn während der Analytiker notwendigermaßen

erfinderisch ist, erweist sich der erfinderische Mensch oft als ganz unfähig zur Analyse. Das konstruktive oder kombinatorische Vermögen, durch das sich die Erfindungsgabe gewöhnlich äußert und dem die Phrenologen, indem sie es für eine angebotene Fähigkeit hielten - wie ich glaube, irrtümlich - ein besonderes Organ zuwies, wurde so oft an Menschen wahrgenommen, deren Verstandeskraft im übrigen an Idiotie grenzte, daß diese Tatsache unter den psychologischen Schriftstellern allgemein Beachtung gefunden hat. Zwischen der Erfindungsgabe und der Kunst der Analyse besteht tatsächlich ein zwar analoger, aber bei weitem größerer Unterschied als zwischen Phantasie und Einbildungskraft. Es wird sich in der Tat zeigen, daß erfinderische Menschen immer voll Phantasterei, hingegen die wahrhaft mit Einbildungskraft Begabten nichts anderes als Analytiker sind.

Die nun folgende Erzählung wird dem Leser beinahe wie ein Kommentar zu der eben vorgebrachten Behauptung vorkommen.

Als ich mich während des Frühlings und eines Teiles des Sommers 18.. in Paris aufhielt, machte ich die Bekanntschaft eines Monsieur C. Auguste Dupin. Dieser junge Mann entstammte einer vornehmen, ja sogar berühmten Familie, war aber durch eine Reihe widriger Ereignisse in solche Armut geraten, daß die Energie seines Charakters von seinem Elend gebrochen wurde und er es aufgab, sich weiter im Weltgetriebe zu rühren oder um die Wiedererlangung seines Vermögens umzutun. Durch das Entgegenkommen seiner Gläubiger blieb noch ein kleiner Rest seines väterlichen Erbteils in seinem Besitz, und er brachte es fertig, aus der daraus bezogenen Rente bei äußerster Sparsamkeit den notwendigsten Lebensunterhalt zu bestreiten, ohne sich um das Überflüssige zu sorgen. Bücher waren in der Tat sein einziger Luxus, und die sind in Paris leicht zu haben.

Unsere erste Begegnung fand in einem obskuren Buchladen der Rue Montmartre statt. Zufällig waren wir beide auf der Suche nach ein und demselben sehr seltenen und sehr merkwürdigen Werk, was zu unserer Bekanntschaft führte. Von nun an trafen wir uns immer wieder. Mit herzlichem Anteil hörte ich ihm zu, wenn er mir redselig und offenherzig, wie die Franzosen sind, sofern es sich um ihr liebes Ich handelt, seine kleine Familiengeschichte erzählte. Auch seine umfassende Belesenheit setzte mich in Verwunderung. Vor allem aber fühlte ich mich von der lebendigen Ursprünglichkeit und seltsamen Glut seiner Einbildungskraft bezaubert; ich fühlte, daß die Gesellschaft dieses Menschen, da er in Paris denselben Dingen nachjagte wie ich, für mich ein Schatz von unberechenbarem Wert sein müßte, und gestand ihm dies offen ein. Endlich beschlossen wir, solange mein Aufenthalt in dieser Stadt dauerte, zusammen zu leben, und da meine äußeren Umstände etwas weniger beengt waren als die seinen, konnte ich es mir erlauben, auf meine Kosten ein baufälliges, wunderliches Haus zu mieten und es in einem Stil auszustatten, der dem ein wenig grillenhaften Düster unserer beiden Temperamente angemessen war. Infolge abergläubischer Gerüchte, denen wir nicht weiter nachgingen, seit langem verödet, lag es, dem Einsturz nahe, in einem abgelegenen und vereinsamten Teil des Faubourg St. Germain.

Hätte man draußen in der Welt erfahren, wie wir an diesem Ort hausten, wir wären für Irre gehalten worden, wenn auch vielleicht für Irre harmloser Art. Aber unsere Abgeschlossenheit war vollkommen. Besuche empfangen wir nicht. Allerdings hatte ich meinen Zufluchtsort vor meinen früheren Gefährten sorgfältig geheimgehalten, und Dupin hatte seit vielen Jahren aufgehört, in Paris bekannt zu sein oder jemanden zu kennen. Wir lebten ganz allein miteinander.

Es war eine Marotte meines Freundes - wie sonst soll ich es nennen? -, in die Nacht um ihrer selbst willen verliebt zu sein, und ich nahm ruhig an dieser Skurrilität teil wie an allen den andern, indem ich mich seinen wunderlichen Schrullen mit vollkommener Hingabe überließ. Die schwarze Gottheit wollte zwar nicht immer bei uns verweilen, aber wir konnten ihre Gegenwart künstlich erzwingen. Beim ersten Morgengrauen schlossen wir all die schweren Läden unseres alten Bauwerks und zündeten ein paar Wachskerzen an, die stark dufteten und nur ganz gespenstische und blasse Strahlen aussandten. Bei ihrem Schimmer versenkten wir unsere Seelen in Träume, lasen, schrieben und sprachen, bis uns die Uhr die Ankunft der wirklichen Dunkelheit kundtat. Nun stürzten wir uns auf die Straßen, setzten Arm in Arm das Gespräch des Tages fort oder ließen uns bis tief in die Nacht hinein weit und breit umhertreiben, inmitten des seltsamen Lichtes und Schattens der volkreichen Stadt, nach jener unermesslichen Fülle geistiger Erregung suchend, die stille Beobachtung zu gewähren vermag.

Bei solchen Gelegenheiten konnte ich nicht umhin, auf Dupins hervorragende analytische Fähigkeit aufmerksam zu werden und sie zu bewundern, obgleich ich durch seinen Reichtum an Gedanken schon darauf vorbereitet war. Auch schien die Betätigung, ja vielleicht sogar das Zurschaustellen dieser Begabung einen heftigen Reiz für ihn zu haben, und er scheute sich nicht, mir den Genuß, den er sich so verschaffte, einzugestehen. Er rühmte sich mir gegenüber mit einem leisen, kichernden Gelächter, daß für ihn die meisten Menschen ein Fenster auf der Brust trugen, und pflegte einer solchen Behauptung als unwiderleglichen und höchst verblüffenden Beweis die eindringlichsten Aufschlüsse über meine eigene Person folgen zu lassen. In solchen Augenblicken war sein Wesen kalt und abstrakt, seine Blicke starrten ins Leere, während seine Stimme, sonst ein volltönender Tenor, zu fisteln begann, was ausgelassen geklungen hätte, wären die Worte nicht so bedachtsam, so scharf und deutlich von seinen Lippen gekommen. Wenn ich ihn in derartigen Stimmungen beobachtete, mußte ich oft an die alte Theorie von der Doppelseele denken, und ich ergötzte mich an der Vorstellung eines doppelten Dupin, eines schöpferischen und eines auflösenden.

Man lasse sich nach allem, was ich bisher gesagt habe, nicht zu der Annahme verleiten, daß ich Geheimnisse auskramen oder einen Roman zu Papier bringen wolle. Die hier geschilderten Eigenschaften des Franzosen waren nichts als das Ergebnis einer übersteigerten oder vielleicht krankhaften Intelligenz. Doch wird ein Beispiel den Charakter seiner Beobachtungen in der erwähnten Zeit am besten veranschaulichen.

Eines Nachts schlenderten wir durch eine lange, schmutzige Straße unweit des Palais Royal. Da wir beide, wie es schien, mit unseren eigenen Gedanken beschäftigt waren, hatte seit mindestens einer Viertelstunde keiner von uns eine Silbe gesprochen. Plötzlich brach Dupin ganz unvermittelt in die Worte aus: "Er ist ein sehr kleiner Kerl, das ist wahr und würde besser für das Théâtre des Variétés passen."

"Darüber kann gar kein Zweifel bestehen", erwiderte ich unwillkürlich, ohne im ersten Augenblick zu bemerken, so sehr war ich in mich versunken, in wie außerordentlicher Weise diese Worte mit meinen Gedanken übereinstimmten. Aber einen Augenblick später kam ich wieder zu mir und war aufs äußerste erstaunt.

"Dupin", sagte ich ernsthaft, "das geht über meinen Verstand. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich verblüfft bin und kaum meinen Sinnen traue. Wie in aller Welt konnten Sie wissen, daß meine Gedanken bei ... ?" Hier hielt ich inne, um jeden Zweifel zu beseitigen, daß er wirklich wußte, an wen ich dachte.

"... bei Chantilly waren", ergänzte er. "Warum machen Sie eine Pause? Sie stellen soeben bei sich fest, daß ihn seine winzige Figur für die Tragödie ungeeignet macht."

Gerade mit diesem Punkt hatten sich meine Gedanken beschäftigt. Chantilly war ein ehemaliger Flickschuster aus der Rue St. Denis, der, vom Theaterteufel besessen, sich an die Rolle des Xerxes in Crébillons gleichnamiger Tragödie gewagt und zum Dank für seine Bemühungen nichts als öffentlichen Hohn geerntet hatte.

"Nennen Sie mir um Himmels willen", rief ich aus, "die Methode, wenn hier überhaupt von Methode die Rede sein kann, welche Sie befähigt hat, in diesem Falle in meiner Seele zu lesen."

In der Tat, ich war noch weit verblüffter, als ich zuzugeben geneigt war.

"Es war der Obsthändler", erwiderte mein Freund, "der Sie auf die Idee brachte, daß der Schuhdoktor nicht die genügende Größe habe für Xerxes et id genus omne."

"Der Obsthändler? Sie setzen mich in Erstaunen. Ich weiß von gar keinem Obsthändler."

"Der Mann, der gegen Sie anrannte, als wir in diese Straße kamen. Es mag fünfzehn Minuten her sein."

Nun erinnerte ich mich in der Tat, daß ein Obsthändler mit einem großen Korb voll Äpfel auf dem Kopfe mich beinahe über den Haufen gerannt hätte, als wir aus einer Gasse in diese lange Straße einbogen, die wir gerade entlanggingen. Aber was das mit Chantilly zu tun hatte, konnte ich unmöglich verstehen.

Mein Freund Dupin äußerte nicht die geringste Spur von Scharlatanerie.

"Ich will es Ihnen erklären", fuhr er fort, "und damit Sie alles richtig begreifen, will ich zunächst Ihren Gedankengang von dem Augenblick an, da ich mit Ihnen sprach, bis zu dem Rencontre mit besagtem Obsthändler zurückverfolgen. Die wichtigsten Glieder der Kette sind diese: Chantilly, Orion, Dr. Nichols, Epikur, Stereotomie, die Pflastersteine, der Obsthändler."

Es gibt wenige Menschen, die nicht zu irgendeiner Zeit ihres Lebens Gefallen daran gefunden hätten, die Schritte, durch die ihr Geist zu bestimmten Schlüssen gelangt ist, nach rückwärts zu verfolgen. Diese Beschäftigung ist oft äußerst reizvoll; und wer sich zum erstenmal in ihr versucht, wird erstaunt sein über die scheinbar unermessliche Distanz und Zusammenhangslosigkeit zwischen Ausgangspunkt und Endpunkt. Wie groß mußte also meine Verwunderung sein, als ich aus dem Munde des Franzosen diese Worte hörte und genötigt war einzugestehen, daß er die Wahrheit sprach.

Er erklärte weiter: "Wir unterhielten uns, wenn ich mich recht entsinne, von Pferden, kurz bevor wir die Rue Caillet verließen. Das war unser letztes Gesprächsthema. Als wir in diese Gasse einbogen, stürzte ein Obsthändler mit einem großen Korb eilig an uns vorüber und stieß gegen die Pflastersteine, die an einer Stelle, wo die Straße ausgebessert wird, aufgeschüttet sind. Sie traten auf einen der losen Steine, glitten aus, verzerrten sich ein wenig den Fuß, schienen ärgerlich oder verdrießlich, brummten ein paar Worte, drehten sich um, besahen sich den Haufen und setzten endlich stillschweigend Ihren Weg fort. Ich habe zwar auf das, was Sie taten, nicht sonderlich aufgemerkt, aber beobachten ist für mich seit langem zu einer Art Zwang geworden."

Ihre Augen waren auf den Boden geheftet, und Sie betrachteten mit einem Ausdruck von Gereiztheit die Löcher und Ritzen des Pflasters, so daß ich merkte, daß Sie noch immer an die Steine dachten, bis wir zu der Ruelle Lamartine gelangten, die man versuchsweise mit lückenlos aneinandergesetzten Holzblöcken gepflastert hat. Hier hellten sich Ihre Züge auf, und ich konnte der Bewegung Ihrer Lippen zweifellos entnehmen, daß Sie das Wort Stereotomie murmelten, eine höchst präventöse Bezeichnung, die man dieser Art Pflasterung beilegt. Ich wußte, daß Sie nicht an Stereotomie denken konnten, ohne sich gleichzeitig an die Atome und folglich an die Lehre Epikurs zu erinnern; und da ich, als wir dieses Thema vor gar nicht langer Zeit erörterten, Sie darauf aufmerksam machte, wie merkwürdig und trotzdem kaum bekannt es sei, daß die vagen Mutmaßungen des berühmten Griechen in der jüngsten Kosmogonie der Nebelflecken ihre Bestätigung gefunden hätten, ahnte ich, daß Sie nicht umhin könnten, Ihre Augen aufwärts nach dem großen Nebelfleck im Orion zu richten, ja, ich nahm das als ganz gewiß an. Sie taten es denn auch, und ich war nun überzeugt, Ihren Gedankengang Schritt für Schritt richtig verfolgt zu haben.

In dem bitteren Erguß nun über Chantilly, der gestern im *Musée* stand, zitierte der satirische Rezensent, indem er auf die Namensänderung unseres den Kothurn besteigenden Flickschusters ein paar höchst unliebenswürdige Anspielungen machte, einen lateinischen Vers, über den wir oft miteinander gesprochen haben. Ich meine die Zeile:

Perdidit antiquum littera prima sonum.

Ich hatte Ihnen erzählt, daß sich diese Zeile auf den Orion bezieht, den man ursprünglich Orion geschrieben habe. Und da diese Erklärung mit einigen bissigen Bemerkungen gewürzt war, wußte ich, daß Sie sie nicht vergessen haben konnten. Es war demnach klar, daß Sie nicht verfehlen würden, die beiden Ideen Orion und Chantilly miteinander zu verknüpfen. Daß Sie das taten, erriet ich an der Art des Lächelns, das um Ihre Lippen spielte. Sie dachten an das arme Schlachtopfer, den Flickschuster. Bis dahin waren Sie mit gesenktem Kopf gegangen, aber jetzt sah ich, wie Sie sich zu Ihrer vollen Höhe aufrichteten, und es war also sicher, daß Sie an Chantillys winzige Figur dachten. An diesem Punkte unterbrach ich Ihren Gedankengang mit der Bemerkung, daß, da er in der Tat ein sehr winziges Männlein sei, dieser Chantilly sich besser für das Théâtre des Variétés eignen würde."

Nicht lange nach dieser Unterhaltung fesselten beim Lesen der Abendausgabe der *Gazette des Tribunaux* folgende Absätze unsere Aufmerksamkeit:

"Ein Doppelmord unter außergewöhnlichen Umständen. - Heute morgen gegen drei Uhr wurden die Bewohner des Quartiers St. Roch durch anhaltende entsetzliche Schreie aus dem Schlaf geweckt. Sie kamen anscheinend aus dem vierten Stockwerk eines Hauses in der Rue Morgue, das, soviel man weiß, ausschließlich von einer Madame L'Esplanaye und ihrer Tochter, Mademoiselle Camille L'Esplanaye, bewohnt wird. Nach einer Verzögerung, die durch den fruchtlosen Versuch, sich auf dem gewöhnlichen Wege Eingang zu verschaffen, entstand, wurde das Haustor mittels eines Brecheisens aufgesprengt, und acht oder zehn Nachbarn drangen, begleitet von zwei Gendarmen, ein. Inzwischen hatte das Schreien aufgehört; aber als die Leute bis zum ersten Treppenabsatz hinaufgestürzt waren, vernahmen sie zwei oder mehr rauhe Stimmen wie in heftigem Streit. Sie schienen aus dem oberen Teil des Hauses zu kommen. Als man den zweiten Stock erreichte, hatte auch dieser Lärm aufgehört, und alles blieb vollkommen still. Die Leute verteilten sich und eilten von Raum

zu Raum. Als man endlich in ein geräumiges Hinterzimmer im vierten Stock gelangt war, dessen Türe von innen mit dem Schlüssel abgesperrt war und erbrochen werden mußte, bot sich ein Anblick, der alle Anwesenden mit Grauen und Verwunderung erfüllte.

Das Zimmer zeigte die schlimmste Verwüstung, die Möbel waren zerbrochen und ihre Trümmer in alle Richtungen verstreut. In dem Raum befand sich nur eine Bettstelle, aus der die Betten herausgerissen und mitten auf den Fußboden geworfen waren. Auf dem Stuhl lag ein mit Blut beschmiertes Rasiermesser, im Kamin zwei oder drei lange, dicke Flechten grauen Menschenhaares. Auch sie waren mit Blut bespritzt und schienen mitsamt den Wurzeln ausgerissen zu sein. Auf dem Fußboden fand man vier Napoleons, einen mit einem Topas geschmückten Ohrring, drei große silberne Löffel, drei kleinere aus Métal d'Alger und zwei Beutel, die nahezu viertausend Franken in Gold enthielten. Die Schubfächer eines Sekretärs, der in einer Ecke stand, waren aufgerissen und offenbar geplündert worden, obwohl man noch viele Gegenstände hatte darin liegenlassen. Ein kleiner eiserner Kasten wurde unter den Betten, nicht unter der Bettstelle, entdeckt. Er war offen, der Schlüssel steckte. Er enthielt nichts als ein paar alte Briefe und andere Papiere ohne Bedeutung.

Irgendwelche Spuren von Madame L'Espanaye waren hier nicht zu sehen; aber da eine ungewöhnliche Menge Ruß in der Feuerstelle auffiel, suchte man im Kamin nach und zog - die Feder sträubt sich, es wiederzugeben - mit dem Kopf nach unten den Leichnam der Tochter hervor. Er war in dieser Stellung durch die enge Öffnung ein beträchtliches Stück hinaufgezwängt worden. Der Körper war noch warm. Bei näherer Besichtigung bemerkte man, daß er an vielen Stellen aufgeschürft war, was zweifellos von der Gewaltigkeit, mit der der Körper in den Kamin hinaufgestoßen und wieder heruntergezerrt worden war, herrührte. Das Gesicht trug viele starke Kratzwunden, und der Hals wies blutunterlaufene Stellen und tief einschneidende Spuren von Fingernägeln auf, als ob die Verstorbene erdrosselt worden wäre. Nachdem man das Haus überall genau durchsucht hatte, ohne mehr zu entdecken, begaben sich die Leute in einen kleinen, gepflasterten Hof hinter dem Hause. Dort lag der Leichnam der alten Dame mit so vollständig durchschnittenem Halse, daß bei einem Versuch, sie aufzurichten, der Kopf abfiel. Sowohl der Körper wie auch der Kopf waren furchtbar verstümmelt; der Körper so sehr, daß er kaum noch menschenähnlich aussah.

Für die Lösung dieses furchtbaren Rätsels fehlt bisher, soviel wir wissen, jeder Anhaltspunkt."

Die Zeitung des nächsten Tages fügte noch folgende Einzelheiten hinzu:

"Das Drama in der Rue Morgue. Viele Personen sind in dieser ganz außergewöhnlichen und grauenhaften Affäre verhört worden" - das Wort Affäre hat in Frankreich nicht den nichtssagenden Klang wie bei uns -, "aber bisher ist nicht das geringste zum Vorschein gekommen, was Licht auf diese Angelegenheit geworfen hätte. Wir lassen nachstehend die wichtigsten Zeugenaussagen folgen:

Pauline Dubourg, Wäscherin, gab an, daß sie die beiden Verstorbenen seit drei Jahren kenne und während dieser Zeit für sie gewaschen habe. Die alte Dame und ihre Tochter schienen sehr gut miteinander zu leben und waren einander sehr zugetan. Sie waren pünktliche Zahler.

Über ihre Art zu leben und ihre Existenzmittel könne sie nichts sagen, glaube aber, daß Madame L'Espanaye sich durch Wahrsagen ihr Brot verdiente. Sie stand im Rufe, Geld zurückgelegt zu haben. Wenn die Zeugin die Wäsche abholte oder brachte, traf sie niemals fremde Personen im Hause, und sie wisse bestimmt, daß die beiden Damen keinen Dienstboten hielten. In keinem Teil des Hauses außer im vierten Stock schienen Möbel zu stehen.

Pierre Moreau, Tabakhändler, gab an, daß er an Madame L'Espanaye beinahe vier Jahre lang kleine Mengen Rauch- und Schnupftabak zu verkaufen pflegte. Er ist in der Nachbarschaft geboren und hat auch ständig dort gewohnt. Die Verstorbene und ihre Tochter bewohnten seit über sechs Jahren das Haus, in dem die Leichen gefunden wurden. Früher habe ein Juwelier seinen Laden dort gehabt, der die oberen Zimmer an verschiedene Personen weitervermietete. Das Haus sei das Eigentum der Madame L'Espanaye. Sie sei entrüstet gewesen über den Mißbrauch, den der Mieter mit ihrem Hause getrieben habe, sei selbst hineingezogen und habe sich geweigert, irgendeinen Teil davon abzutreten. Die alte Dame sei kindisch gewesen. Er, der Zeuge, habe die Tochter während der sechs Jahre etwa fünf- oder sechsmal gesehen. Die beiden Frauen hätten äußerst zurückgezogen gelebt, sie hätten im Rufe gestanden, Geld zu besitzen. Er habe von Nachbarn sagen hören, daß Madame L'Espanaye aus den Karten wahrsagte, glaube es aber nicht. Er habe außer der alten Dame und ihrer Tochter niemals jemanden durch das Haustor ein- und ausgehen sehen, nur ein oder zwei Mal einen Lastträger und acht bis zehn Mal einen Arzt.

Viele andere Personen aus der Nachbarschaft sagten im gleichen Sinne aus. Leute, die in dem Hause verkehrt haben, sind nicht zu ermitteln gewesen. Es ist nicht bekannt, ob Verwandte von Madame L'Espanaye und ihrer Tochter noch am Leben sind. Die Läden der vorderen Fenster wurden nur selten geöffnet, die nach rückwärts gelegenen waren immer geschlossen mit Ausnahme des großen Hinterzimmers im vierten Stock. Das Haus war in gutem Zustand und nicht übermäßig alt.

Isidore Muset, Gendarm, gab an, daß er gegen drei Uhr morgens zum Hause geholt worden sei und daselbst etwa zwanzig bis dreißig Personen, die sich Eingang zu verschaffen suchten, vor dem Tor angetroffen habe. Er sprengte schließlich das Tor mit einem Bajonett, nicht mit einer Brechstange. Das habe nur geringe Mühe verursacht, da es sich um ein Tor mit zwei Flügeln gehandelt habe und die Riegel weder unten noch oben vorgeschoben gewesen seien. Die Schreie hätten angedauert, bis das Tor erbrochen gewesen sei, und seien dann plötzlich verstummt. Es schienen die Schreie einer oder mehrerer Personen in höchster Not zu sein. Sie klangen laut und langgezogen, nicht kurz und stoßweise. Der Zeuge sei auf der Stiege vorangegangen. Als er den ersten Treppenabsatz erreicht gehabt hätte, habe er zwei Stimmen laut und heftig streiten hören. Die eine Stimme habe grob geklungen, die andere sehr viel schriller - es sei eine ganz fremdartige Stimme gewesen. Er habe einige Worte der ersten Stimme verstehen können, es sei die eines Franzosen gewesen. Er sei überzeugt, daß es keine Frauenstimme gewesen sei, und habe die Worte 'sacré' und 'diable' unterschieden. Die schrille Stimme sei die eines Ausländers gewesen. Er wisse nicht sicher, ob es eine Männer- oder Frauenstimme gewesen sei, und habe nicht herausbekommen können, was sie sagte, glaube aber, daß sie Spanisch gesprochen habe. Der Zeuge schilderte den Zustand des Zimmers und der Leichen in Übereinstimmung mit unserem gestrigen Bericht.

Henry Duval, ein Nachbar, von Beruf Silberschmied, gab an, daß er als einer der ersten das Haus betreten habe. Er bestätigte im allgemeinen die Zeugenaussage von Muset. Sobald sie

eingedrungen seien, hätten sie das Haustor wieder geschlossen, um die Menge fernzuhalten, die sich trotz der späten Stunde sehr schnell angesammelt hätte. Die schrille Stimme sei, wie dieser Zeuge meinte, die eines Italieners gewesen. Auf jeden Fall sei es kein Französisch gewesen. Er könne nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß es eine Männerstimme gewesen sei, vielleicht sei es auch eine Frauenstimme gewesen. Er selbst sei mit der italienischen Sprache nicht vertraut. Er habe die einzelnen Worte nicht verstehen können, habe aber an der Betonung den Sprechenden mit Sicherheit für einen Italiener erkannt. Er habe Madame L'Esplanade und ihre Tochter gekannt und sich mit beiden oft unterhalten. Er sei überzeugt, daß die schrille Stimme keiner der beiden Ermordeten angehört habe.

Odenheimer, Restaurateur. Dieser Zeuge hat sich freiwillig gemeldet. Da er nicht französisch spricht, wurde er durch einen Dolmetscher vernommen. Er ist aus Amsterdam gebürtig. Gerade als die Schreie ertönten, sei er an dem Hause vorbeigekommen. Die Schreie hätten einige Minuten andauert, im ganzen vielleicht zehn. Sie seien langgezogen und laut gewesen, schauerlich und herzerreißend. Der Zeuge gehörte zu den Leuten, die in das Haus eindrangen. Er bestätigte die vorhergehenden Aussagen in allen Punkten, mit Ausnahme eines einzigen. Er ist nämlich sicher, daß die schrille Stimme die eines Mannes gewesen sei, und zwar die eines Franzosen. Allerdings habe er die einzelnen Worte nicht unterscheiden können. Sie seien laut, rasch und ungleichmäßig gesprochen worden und schienen ebensowohl Angst wie Zorn auszudrücken. Die Stimme sei heiser gewesen, viel eher heiser als schrill. Schrill könne er die Stimme nicht nennen. Die grobe Stimme habe wiederholt 'sacré' gesagt und einmal 'mon Dieu!'

Jules Mignaud, Bankier der Firma Mignaud et fils, Rue Deloraine. Er ist der ältere Mignaud. Er sagte aus, Madame L'Esplanade habe einiges Vermögen besessen. Sie habe seit dem Frühling 18.. - seit acht Jahren also - ein Konto bei seinem Bankhaus und habe häufig kleinere Summen deponiert, niemals jedoch etwas abgehoben, bis drei Tage vor ihrem Tode, wo sie persönlich die Summe von viertausend Franken entnommen habe. Die Summe sei ihr in Gold ausgezahlt und durch einen Beamten ins Haus geschickt worden.

Adolphe Lebon, Bankbeamter bei Mignaud et fils, gab an, daß er an dem betreffenden Tage gegen Mittag Madame L'Esplanade mit den viertausend Franken, die sich in zwei Beuteln befanden, in ihre Wohnung begleitet habe. Als die Tür geöffnet worden sei, sei Mademoiselle L'Esplanade erschienen und habe aus seinen Händen den einen Beutel entgegengenommen, während die alte Dame den anderen ergriffen habe. Er habe sich empfohlen und sei gegangen. Er habe um diese Zeit niemanden auf der Straße bemerkt. Es handelt sich um eine sehr einsame Nebenstraße.

William Bird, Schneider, gab an, daß er einer der Leute gewesen sei, die in das Haus eindrangen. Er ist Engländer und hat zwei Jahre in Paris gelebt. Er war einer der ersten auf der Treppe und hat die streitenden Stimmen vernommen. Die grobe Stimme sei die eines Franzosen gewesen. Er habe mehrere Worte verstehen können, könne sich aber jetzt nicht mehr an alle erinnern. Deutlich habe er 'sacré' und 'mon Dieu' vernommen. Es sei in diesem Augenblick ein Geräusch zu hören gewesen, als ob mehrere Personen miteinander rängen, ein scharrendes Geräusch wie bei einer Balgerei. Die schrille Stimme sei sehr laut gewesen, lauter als die grobe. Ganz gewiß sei es nicht die Stimme eines Engländers gewesen, wahrscheinlich die eines Deutschen, vielleicht eine weibliche Stimme. Er verstehe allerdings kein Deutsch.

Vier der obengenannten Zeugen wurden neuerdings aufgerufen und sagten aus, daß die Tür

des Zimmers, in dem die Leiche von Mademoiselle L'Espanaye gefunden wurde, bei ihrer Ankunft von innen versperrt gewesen sei. Alles sei vollkommen still gewesen, sie hätten weder Stöhnen noch sonst irgendwelche Geräusche vernommen. Auch nachdem die Tür aufgebrochen worden sei, hätten sie niemanden gesehen. Die Fenster - Schiebefenster - sowohl im vorderen wie im hinteren Zimmer seien herabgelassen und von innen fest verriegelt gewesen. Die Tür zwischen den beiden Zimmern sei geschlossen, aber nicht abgesperrt gewesen.

Die Tür, die aus dem Vorderzimmer auf den Flur führt, war von innen verschlossen, der Schlüssel steckte. Ein kleiner Raum auf der Vorderseite des Hauses im vierten Stock am Ende des Ganges stand offen, die Tür war angelehnt. Dieser Raum war mit alten Betten, Kisten und so weiter bis unter die Decke vollgestopft. Alles wurde sorgfältig ausgeräumt und durchsucht. Es gibt nicht ein Zollbreit in irgendeinem Teil des Hauses, das nicht sorgfältig durchsucht worden wäre. Durch Kehler ließ man die Kamine nach oben und nach unten durchstöbern. Das Haus besitzt vier Stockwerke, dazu ein Dachgeschoß (Mansarde). Eine Falltür im Dach war fest vernagelt und schien seit Jahren nicht geöffnet worden zu sein.

Über die Zeit, die von jenem Augenblick, da man die streitenden Stimmen hörte, bis zum Aufbrechen der Zimmertür verging, werden von den Zeugen verschiedene Angaben gemacht. Einige wollen nur von kurzen drei Minuten wissen, andere hingegen schätzen sie bis auf fünf Minuten. Das Öffnen der Türe machte Schwierigkeiten.

Alfonso Garcia, Leichenbesorger, gibt an, daß er in der Rue Morgue wohne. Er ist Spanier von Geburt und gehört zu den Leuten, die das Haus betraten. Er ging jedoch nicht die Treppe hinauf, da er nervenschwach ist und sich vor den Folgen einer Aufregung fürchtete. Er hörte die streitenden Stimmen, konnte jedoch nicht verstehen, was gesagt wurde. Die schrille Stimme war die eines Engländers, dessen ist er sicher. Er kennt die englische Sprache nicht, sondern urteilt nach dem Tonfall.

Alberto Montani, Zuckerbäcker, sagt aus, daß er als einer der ersten die Treppe hinaufgestiegen sei. Er habe die erwähnten Stimmen gehört, die grobe sei die eines Franzosen gewesen. Er habe mehrere Worte unterschieden. Der Sprechende habe anscheinend dem anderen Vorwürfe gemacht. Was die schrille Stimme antwortete, habe er nicht verstehen können. Sie habe schnell und abgehackt gesprochen. Er hält sie für die Stimme eines Russen. Im übrigen bestätigt er die sonstigen Aussagen. Er ist Italiener und hat sich niemals mit einem Russen unterhalten.

Bei nochmaliger Vernehmung erklärten die Zeugen, daß die Kamine in allen Zimmern des vierten Stockwerks zu eng seien, um ein menschliches Wesen durchzulassen. Unter 'Kehlern' sind die walzenförmigen Bürsten zu verstehen, deren man sich beim Schomsteinfegen zu bedienen pflegt. Mit solchen Bürsten durchstöberte man von oben bis unten alle Rauchabzüge im ganzen Hause. Es gibt keinen rückwärtigen Ausgang, durch den irgend jemand hätte entweichen können, während die Leute die Treppe hinaufkamen. Die Leiche von Mademoiselle L'Espanaye war so fest in den Kamin eingekeilt, daß es der vereinten Kräfte von vier bis fünf Männern bedurfte, um sie wieder herunterzuziehen.

Paul Dumas, Arzt, sagt aus, daß man ihn gegen Tagesanbruch zur Besichtigung der Leichen gerufen habe. Sie haben damals beide auf der Matratze des Bettes in dem Zimmer, wo man Mademoiselle L'Espanaye gefunden hatte, gelegen. Der Körper der jungen Dame sei voller Hautaufschürfungen und Quetschungen gewesen. Die Tatsache, daß er in den Kamin

hinaufgestoßen worden war, dürfte hinreichend diese Erscheinungen erklären. Der Hals sei stark verletzt gewesen. Genau unter dem Kinn befänden sich mehrere tiefe Kratzwunden und auch eine Reihe blauschwarzer Flecke, die augenscheinlich von Fingereindrücken herrührten. Das Gesicht sei in entsetzlicher Weise verfärbt. Die Augäpfel seien aus den Höhlen getreten, die Zunge sei zum Teil durchbissen, eine umfangreiche blutunterlaufene Stelle finde sich in der Gegend der Magengrube. Sie sei allem Anschein nach durch den Druck eines Knies hervorgerufen worden. Nach Ansicht M. Dumas' ist Mademoiselle L'Espanaye von einer oder mehreren unbekanntenen Personen zu Tode gewürgt worden. Der Leichnam der Mutter sei furchtbar entstellt. Alle Knochen des rechten Beines und des rechten Armes seien mehr oder weniger zerschmettert. Das linke Schienbein sei sehr zersplittert, ebenso sämtliche Rippen auf der linken Seite. Der ganze Körper sei auf die gräßlichste Weise gequetscht und verfärbt. Es sei unmöglich zu sagen, wie diese Verletzungen zugefügt wurden. Ein schwerer Holzknüttel, eine breite Eisenstange, ein Stuhl, irgendein großes, schweres, stumpfes Werkzeug, von den Händen eines außerordentlich starken Mannes geschwungen, mochten solche Wirkungen hervorgebracht haben. Kein Weib hätte, mit welchem Werkzeug immer, solche Schläge führen können. Der Kopf der Verstorbenen sei zu dem Zeitpunkt, als der Zeuge ihn sah, vom Rumpf vollständig abgetrennt und ebenfalls ganz zerschmettert gewesen. Die Gurgel sei offenbar mit einem sehr scharfen Instrument durchschnitten worden, vermutlich einem Rasiermesser.

Alexander Etienne, Wundarzt, wurde gleichzeitig mit Herrn Dumas zur Leichenschau gerufen. Er bestätigte die Aussagen und Ansichten von Herrn Dumas.

Weitere Tatsachen von Belang sind nicht ermittelt worden, obwohl noch mehrere Personen vernommen wurden. Ein so rätselhafter und in allen seinen Einzelheiten so unfaßbarer Mord ist in Paris bisher noch nicht begangen worden, vorausgesetzt, daß es sich überhaupt um einen Mord handelt. Die Polizei ist vollständig ratlos, ein bei derartigen Begebenheiten höchst außergewöhnliches Ereignis. Kurz, bisher fehlt jeder Anhaltspunkt."

Die Abendausgabe der Zeitung stellte fest, daß im Quartier St. Roch andauernd die größte Erregung herrsche, daß die betreffenden Lokalitäten noch einmal aufs sorgfältigste durchsucht und neue Zeugenverhöre eingeleitet worden seien, aber alles ohne Ergebnis. In einer Nachschrift wurde allerdings mitgeteilt, daß Adolphe Lebon verhaftet worden sei, obwohl mit Ausnahme der schon angeführten Tatsachen nichts Belastendes gegen ihn vorzuliegen scheine.

Dupin schien an dem Verlauf dieser Affäre auf besondere Weise interessiert, wenigstens schloß ich das aus seinem Benehmen, denn er ließ sich nicht zu Erklärungen herbei. Erst als die Verhaftung Lebons bekannt wurde, befragte er mich um meine Ansicht über diesen Doppelmord.

Ich konnte mich nur der Meinung von ganz Paris anschließen und ihn für ein unlösliches Rätsel erklären. Ich sah keine Möglichkeit, dem Mörder auf die Spur zu kommen.

"Wir dürfen diese Möglichkeiten nicht nach jenem Zerrbild einer Untersuchung beurteilen", antwortete er. "Die wegen ihres Scharfblickes so sehr gerühmte Pariser Polizei ist routiniert, weiter nichts. Sie geht nicht methodisch vor, höchstens nach jener Methode, die der Augenblick eingibt. Man setzt einen großen Apparat in Bewegung, aber nicht selten

entsprechen die getroffenen Maßnahmen so wenig den vorgesetzten Zielen, daß mir Herr Jourdain in den Sinn kommt, der nach seiner robe de chambre rief »pour mieux entendre la musique«. Die auf diese Weise erzielten Erfolge sind bisweilen verblüffend, aber in den meisten Fällen nichts als das Resultat von Eifer und Betriebsamkeit. Sobald diese beiden Qualitäten nicht ausreichen, schlagen alle ihre Unternehmungen fehl. Vidocq zum Beispiel hatte eine gute Spürnase und war ein ausdauernder Mann. Aber aus Mangel an geschultem Denken ließ er sich gerade durch seinen Eifer bei seinen Nachforschungen beständig in die Irre führen. Er beeinträchtigte seine Erkenntnis, indem er sich den Gegenstand zu nahe vors Auge hielt. Er mochte auf diese Weise vielleicht ein oder zwei Punkte mit ungewöhnlicher Schärfe sehen, aber damit verlor er zugleich den Blick für die Sache als Ganzes. So geht es, wenn man zu tiefgründig sein will. Wahrheit ist nicht immer in einem Brunnen. Vielmehr glaube ich, daß sie, was die nützlicheren Kenntnisse anbelangt, unweigerlich an der Oberfläche liegt. Die Tiefe narrt uns, wenn wir sie auf dem Grunde der Täler suchen und nicht auf dem Gipfel der Berge, wo sie zu finden ist. Die Beobachtung der Himmelskörper liefert uns treffliche Beispiele für den Ursprung und die Art solcher Irrtümer. Man werfe auf einen Stern einen raschen Blick, betrachte ihn von der Seite, indem man sein Licht auf die äußeren Teile der Netzhaut fallen läßt, die für schwache Lichteindrücke empfindlicher sind als die inneren, und man wird den Stern deutlich sehen und am besten seinen Glanz abschätzen können; den Glanz, der in dem Maße verblaßt, wie wir ihm unser Gesicht voll zuwenden. Zwar trifft im letzteren Falle eine größere Anzahl von Strahlen unser Auge, aber im ersteren haben wir die viel feinere Empfänglichkeit. Durch unangemessene 'Tiefe' verwirren und schwächen wir das Denken. Und es ist möglich, selbst die Venus am Firmament verschwinden zu lassen, wenn man sie allzu anhaltend, zu aufmerksam oder zu unmittelbar fixiert.

Was nun diese Morde betrifft, so wollen wir erst selbst einige Untersuchungen anstellen, bevor wir uns ein Urteil über sie bilden. Die Nachforschungen werden uns Vergnügen bereiten" - ich fand diesen Ausdruck in diesem Zusammenhang wenig passend, sagte aber nichts -, "und außerdem hat mir Lebon einmal einen Dienst erwiesen, für den ich mich nicht undankbar zeigen möchte. Lassen Sie uns den Tatort mit unseren eigenen Augen besichtigen. Ich kenne G., den Polizeipräfekten, es wird mir nicht schwerfallen, die nötige Erlaubnis zu erhalten."

Diese Erlaubnis wurde uns erteilt, und wir begaben uns unverzüglich in die Rue Morgue. Die Rue Morgue ist eines jener elenden Quergäßchen, die die Rue Richelieu mit der Rue St. Roch verbinden. Es war spät am Nachmittag, als wir dort ankamen, da dieser Stadtteil von jenem, in dem wir wohnten, weit entfernt liegt. Das Haus war bald gefunden; es standen noch viele Leute davor, die von der gegenüberliegenden Straßenseite aus mit gegenstandsloser Neugier zu den geschlossenen Fensterläden hinaufgafften. Es war ein gewöhnliches Pariser Haus mit einer Einfahrt, an deren einen Seite sich ein Verschlag mit einem Schiebefensterchen befand, der die Loge des Concierge darstellte. Ehe wir eintraten, gingen wir noch einmal die Straße hinauf, bogen in ein Seitengäßchen ein und gelangten dann, nochmals einbiegend, an die Rückseite des Gebäudes. Dupin betrachtete währenddessen das Haus selbst ebenso wie die ganze Umgebung mit einer bis in die kleinsten Kleinigkeiten gehenden Aufmerksamkeit, deren Zweck ich keineswegs einzusehen vermochte.

Wir gingen wieder zurück, gelangten vor die Vorderfront des Hauses, läuteten, zeigten unseren Passierschein vor und wurden von dem wachhabenden Polizisten eingelassen. Wir

stiegen die Treppe hinauf in das Zimmer, wo die Leiche von Mademoiselle L'Españaye gefunden worden war und wo noch immer die beiden Ermordeten lagen. Die Verwüstung in dem Zimmer hatte man, wie in solchen Fällen üblich, unangetastet gelassen. Ich entdeckte nichts weiter, als was in der *Gazette des Tribunaux* mitgeteilt worden war. Dupin hingegen prüfte alles auf das genaueste, die Leichen der beiden Opfer mit eingeschlossen. Dann gingen wir in die anderen Zimmer und auf den Hof. Ein Gendarm begleitete uns überallhin. Diese Untersuchung nahm uns bis zum Einbruch der Dunkelheit in Anspruch; dann verließen wir das Haus. Auf dem Nachhauseweg trat mein Begleiter für einen Augenblick in das Büro einer Tageszeitung ein.

Ich habe schon gesagt, daß mein Freund mancherlei Schrullen hatte und daß »je les ménageais« - für diese Redensart gibt es in unserer Sprache keinen gleichwertigen Ausdruck. Diesmal beliebte es ihm, jedes Gespräch über den Mord bis zum Mittag des nächsten Tages abzulehnen, an dem er mich plötzlich fragte, ob ich an dem Orte der Greuelthat nichts Eigentümliches bemerkt hätte.

In der Art, wie er das Wort 'Eigentümliches' betonte, lag etwas, das mich schauern machte, ohne daß ich wußte warum.

"Nein, nichts Eigentümliches", erwiderte ich; "wenigstens nichts weiter, als was wir beide in der Zeitung gelesen haben."

"Die *Gazette*", meinte er, "hat, wie ich fürchte, das außergewöhnlich Grauenhafte der Sache nicht erfaßt. Aber lassen wir die müßigen Betrachtungen dieses Blattes. Es scheint mir, als ob das Rätsel gerade aus jenem Grunde für unlöslich angesehen wird, der bewirken sollte, daß man seine Lösung für einfach hält - ich meine das Übertriebene im Charakter und in allen wesentlichen Einzelheiten der Tat. Die Polizei verliert den Kopf, weil scheinbar kein Motiv für den Mord vorliegt - das heißt nicht für den Mord selbst, sondern für die scheußliche Wildheit des Mordes. Ferner läßt sie sich verblüffen durch die scheinbare Unmöglichkeit, die streitenden Stimmen, die man gehört hat, mit der Tatsache in Einklang zu bringen, daß außer der ermordeten Mademoiselle L'Españaye niemand oben entdeckt wurde und daß keine Möglichkeit bestand zu fliehen, ohne von den die Treppe heraufkommenden Leuten gesehen zu werden. Die seltsame Verwüstung im Zimmer, das Hinaufstoßen des Leichnams in den Rauchfang mit dem Kopf nach unten, die furchtbaren Verstümmelungen am Körper der alten Dame - die Erwägung all dieser Umstände zusammen mit den kurz vorher genannten und anderen, die ich nicht besonders anzuführen brauche, reichen aus, den vielgerühmten Scharfblick der Regierungsbeamten zuschanden werden zu lassen und somit ihre Geisteskraft völlig zu lähmen. Sie sind in den groben, aber weit verbreiteten Irrtum verfallen, das Außergewöhnliche mit dem Abstrusen zu verwechseln. Aber gerade durch diese Abweichungen von der Bahn des Gewohnten findet der Verstand, sofern das überhaupt möglich ist, seinen Weg auf der Suche nach der Wahrheit. Bei solchen Untersuchungen wie derjenigen, der wir uns jetzt widmen, sollte man nicht so sehr fragen: Was ist geschehen? als vielmehr: Was ist geschehen, das nie zuvor geschah? Mit einem Wort, die Leichtigkeit, mit der es mir gelingen wird - oder schon gelungen ist -, das Rätsel zu lösen, steht im direkten Verhältnis zu seiner vermeintlichen Unlöslichkeit in den Augen der Polizei."

Ich starrte meinen Freund voll sprachloser Verwunderung an.

"Ich erwarte jetzt", fuhr er mit einem Blick nach unserer Zimmertür fort, "ich erwarte jetzt

ein Individuum, das, wiewohl es vermutlich diese Metzelei nicht selbst angerichtet hat, dennoch bis zu einem gewissen Grade darein verwickelt sein muß. An dem schlimmsten Teil des begangenen Verbrechens trägt es wahrscheinlich keine Schuld. Ich hoffe mich in dieser Annahme nicht zu täuschen, denn auf sie gründe ich meine Hoffnung, das ganze Geheimnis zu enträtseln. Ich erwarte diesen Mann hier in diesem Zimmer jeden Augenblick. Mag sein, daß er nicht kommt, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß er kommt. In diesem Falle wird es nötig sein, ihn festzuhalten. Hier sind Pistolen; wir wissen ja beide davon Gebrauch zu machen, wenn die Gelegenheit es erfordert."

Ich ergriff, fast ohne zu wissen, was ich tat, und ohne zu glauben, was ich hörte, die Pistolen, während Dupin, gleichsam im Selbstgespräch, seinen Bericht fortsetzte. Sein rätselhaftes Wesen in solchen Augenblicken habe ich schon erwähnt. Seine Worte waren zwar an mich gerichtet, dennoch war in seiner Stimme, obwohl er sie keineswegs erhob, ein Klang, als ob er zu jemandem in weiter Ferne spräche. Seine Augen starrten mit leerem Ausdruck auf die Wand.

"Daß die streitenden Stimmen, die die Leute auf der Treppe hörten, nicht die Stimmen der beiden Frauen waren, ist durch die Zeugenaussagen klar erwiesen. Das befreit uns von jedem Zweifel hinsichtlich der Frage, ob die alte Dame nicht zuerst ihre Tochter umgebracht und dann Selbstmord begangen haben könnte. Ich erwähne diesen Punkt hauptsächlich aus Liebe zur Methode, denn die Kräfte von Madame L'Esplanaye wären keineswegs der Aufgabe gewachsen gewesen, den Leichnam ihrer Tochter so in den Rauchfang hinaufzustoßen, wie man ihn gefunden hat; und die Natur der Verwundungen an ihrem eigenen Körper schließt die Möglichkeit eines Selbstmordes völlig aus. Ein Mord ist also begangen worden, und zwar von Dritten, und diese Dritten waren es, deren Stimmen man streiten hörte. Ich möchte jetzt Ihre Aufmerksamkeit nicht auf die ganze Zeugenaussage hinsichtlich dieser Stimmen lenken, sondern nur auf das Eigentümliche in diesen Aussagen. Ist Ihnen nicht etwas Besonderes daran aufgefallen?"

Ich bemerkte, daß alle Zeugen zwar in der Annahme einig waren, die grobe Stimme sei die eines Franzosen gewesen, daß ihre Meinungen über die schrille oder, wie einer sie bezeichnete, die heisere Stimme jedoch beträchtlich voneinander abwichen.

"Das sind die Aussagen selbst, aber es ist nicht das Eigentümliche an ihnen", sagte Dupin. "Sie haben nichts Auffälliges entdeckt, und doch war etwas zu entdecken. Die Zeugen waren sich, wie Sie sagen, über die grobe Stimme einig; hier gab es nur eine Meinung. Aber was die schrille Stimme angeht, so liegt das Eigentümliche nicht in der Uneinigkeit der Zeugen, sondern darin, daß ein Italiener, ein Engländer, ein Spanier, ein Holländer, ein Franzose, als sie sie zu beschreiben versuchten - daß jeder von ihr als von der Stimme eines Fremden spricht. Jeder von ihnen weiß sicher, daß es nicht die Stimme eines seiner Landsleute war, keiner vergleicht sie mit der Stimme irgendeines Ausländers, in dessen Sprache er bewandert ist, sondern im Gegenteil: der Franzose hält sie für die Stimme eines Spaniers und würde wohl einige Worte herausbekommen haben, wenn er des Spanischen mächtig wäre. Der Holländer behauptet, daß es die Stimme eines Franzosen war. Wir finden aber die Feststellung, daß der Zeuge, da er nicht französisch spricht, durch einen Dolmetscher vernommen wurde. Der Engländer meint, es sei die Stimme eines Deutschen gewesen, und versteht nicht deutsch. Der Spanier weiß sicher, daß es die eines Engländers war, urteilt aber nach dem Tonfall, da er nicht englisch kann. Der Italiener glaubte, es sei die Stimme eines Russen, hat sich aber niemals mit einem Russen unterhalten. Noch mehr: ein zweiter

Franzose behauptet, abweichend von dem ersten, es sei italienisch gewesen: da er aber mit dieser Sprache nicht vertraut ist, schließt er wie der Spanier mit Sicherheit aus dem Tonfall. Nun, wie seltsam, wie ungewöhnlich muß diese Stimme in Wahrheit gewesen sein, daß über sie derartige Zeugenaussagen möglich waren! Eine Stimme, in der die Vertreter der fünf großen Nationen Europas keinen vertrauten Laut zu entdecken vermochten! Sie werden sagen, daß es vielleicht die Stimme eines Asiaten, eines Afrikaners war. Nun, weder an Asiaten noch Afrikanern ist in Paris Überfluß; indessen möchte ich, ohne Ihre Vermutung von der Hand zu weisen, Ihre Aufmerksamkeit auf drei Punkte lenken: die Stimme wird von einem der Zeugen als 'eher heiser als schrill' bezeichnet. Zwei andere schildern sie als 'schnell und ungleichmäßig'. Daß Worte oder wortähnliche Lautbildungen zu unterscheiden waren, wird von keinem der Zeugen angegeben.

Ich weiß nicht", fuhr Dupin fort, "welchen Eindruck ich mit dem bisher Gesagten auf Ihr Verständnis gemacht habe, doch stehe ich nicht an zu behaupten, daß berechtigte Schlußfolgerungen aus ebendiesem Teil der Zeugenaussagen - dem Teil, der die grobe und die schrille Stimme betrifft - an und für sich genügen, einen Verdacht zu wecken, der allen künftigen Schritten in der Untersuchung dieses Rätsels die Richtung weisen muß. Ich sprach von 'berechtigten Schlußfolgerungen', doch damit ist meine Meinung noch nicht erschöpfend ausgedrückt. Ich möchte darunter verstanden wissen, daß diese Schlußfolgerungen die allein richtigen sind und daß der erwähnte Verdacht ihnen unvermeidlich als einziges Resultat entspringt. Welcher Art nun dieser Verdacht ist, will ich Ihnen vorerst nicht sagen. Doch bitte ich Sie, sich vor Augen zu halten, daß er für mich zwingend genug war, um meinen Nachforschungen in jenem Zimmer ein fest umrissenes Ziel zu geben.

Versetzen wir uns im Geiste in jenes Zimmer. Wonach müssen wir dort zuerst suchen? Nach dem Ausgang, den die Mörder zur Flucht benutzt haben. Es ist überflüssig zu sagen, daß keiner von uns beiden an übernatürliche Vorkommnisse glaubt. Madame und Mademoiselle L'Españaye sind nicht von Geistern umgebracht worden. Nun, zum Glück gibt es nur eine Methode, uns über diese Sache Klarheit zu verschaffen, und diese Methode muß uns zu einer bestimmten Entscheidung führen. Lassen Sie uns Punkt für Punkt die verschiedenen Möglichkeiten der Flucht erwägen. Es ist klar, daß, als die Leute die Treppe hinaufkamen, die Mörder in diesem Zimmer waren, wo man Mademoiselle L'Españaye gefunden hat, oder zumindest in dem daneben gelegenen. Demnach haben wir nur nach den Ausgängen aus diesen beiden Räumen zu suchen. Die Polizei hat die Dielen, die Decke, die Wände nach allen Richtungen hin untersucht. Geheime Ausgänge können ihrem Scharfblick nicht entgangen sein. Trotzdem traute ich ihren Augen nicht und prüfte selbst alles nach. Tatsächlich, geheime Ausgänge sind nicht vorhanden. Beide Türen, die aus den Zimmern auf den Flur führen, waren fest verschlossen, die Schlüssel steckten von innen. Sehen wir uns die Schornsteine an. Sie haben zwar bis zu einer Höhe von acht bis zehn Fuß über der Feuerstelle die übliche Weite, würden aber weiter oben kaum den Körper einer größeren Katze durchlassen. Da also die Unmöglichkeit einer Flucht auf den eben erwähnten Wegen unbestreitbar ist, bleiben uns nur noch die Fenster. Durch die Fenster des vorderen Zimmers konnte niemand entfliehen, ohne von der Menge auf der Straße entdeckt zu werden. Die Mörder müssen demnach die Fenster des nach rückwärts gelegenen Zimmers benutzt haben. Sind wir aber einmal auf so unzweideutige Weise zu diesem Schluß gelangt, so steht es uns als denkenden Köpfen nicht zu, ihn auf Grund einer scheinbaren Unmöglichkeit zu verwerfen. Vielmehr obliegt uns der Beweis, daß diese scheinbare Unmöglichkeit in Wirklichkeit gar keine ist.

Das Zimmer hat zwei Fenster. Eines von ihnen ist nicht durch Möbel verstellt und vollständig sichtbar. Der untere Teil des anderen wird durch das Kopfende der schwer beweglichen Bettstelle verstellt, die dicht an das Fenster herangeschoben ist. Das erste Fenster fand ich von innen fest verschlossen. Es widerstand der äußersten Kraftanstrengung derer, die es hinauszuschieben versuchten. In die linke Seite seines Rahmens war ein großes Loch gebohrt worden, in das ein starker Nagel fast bis zum Kopf eingetrieben war. Bei der Untersuchung des zweiten Fensters zeigte sich ein ähnlicher Nagel, der ähnlich im Rahmen steckte, und ein energischer Versuch, es zu heben, war gleichfalls erfolglos. Die Polizei war nun vollständig überzeugt davon, daß die Flucht auf diesem Wege nicht erfolgt sei. Darum hielt sie es auch für überflüssig, die Nägel herauszuziehen und die Fenster zu öffnen.

Meine eigene Untersuchung war einigermaßen genauer, und zwar aus dem Grund, den ich eben angeführt habe: weil hier, wie ich klar erkannte, bewiesen werden mußte, daß die scheinbare Unmöglichkeit in Wirklichkeit keine ist.

Ich zog auf diese Weise weiter meine Schlüsse - a posteriori. Die Mörder sind durch eines der beiden Fenster entkommen. War das der Fall, so können sie die Schiebefenster nicht so von innen wieder verschlossen haben, wie man sie vorgefunden hat, eine Erwägung, die durch ihre Unbestreitbarkeit den Nachforschungen der Polizei auf diesem Gebiet ein Ziel setzte. Nun, die Schiebefenster waren geschlossen. Es muß demnach möglich sein, daß sie sich von selbst schließen. Dieser Folgerung war nicht zu entinnen. Ich trat also an das freistellende Fenster, zog mit einiger Mühe den Nagel heraus und versuchte es hochzuschieben. Wie ich vorausgesehen hatte, widerstand es allen meinen Bemühungen. Eine verborgene Feder, das wußte ich jetzt, mußte vorhanden sein, und diese Bestätigung meiner Vermutung bewies mir zum mindesten, daß meine Prämissen richtig seien, obwohl die Sache mit den Nägeln noch dunkel blieb. Nach sorgfältigem Suchen machte ich bald die verborgene Feder ausfindig; ich drückte auf sie und unterließ, von meiner Entdeckung befriedigt, das Öffnen der Fenster.

Nun brachte ich den Nagel wieder in seine vorige Lage und betrachtete ihn aufmerksam. Wenn jemand durch dieses Fenster hinausstieg, konnte er es wieder zufallen lassen, und die Feder würde einschnappen - aber der Nagel wäre nicht an seinem alten Platz. Der Schluß war einleuchtend und schränkte wiederum das Feld meiner Untersuchungen ein. Die Mörder mußten also durch das andere Fenster entflohen sein. Angenommen nun, daß die Federn an beiden Fenstern gleich waren, und das schien wahrscheinlich, so mußte ein Unterschied zwischen den Nägeln bestehen, wenigstens in der Art ihrer Befestigung. Ich stieg auf den Strohsack der Bettstelle und sah mir über das Kopfende der Bettstelle hinweg das zweite Fenster genau an. Dann fuhr ich mit der Hand hinter das Bett, entdeckte sofort die Feder und betätigte sie. Sie glich, wie ich angenommen hatte, genau der ersten. Nun sah ich nach dem Nagel. Er war ebenso stark wie der erste und allem Anschein nach in derselben Weise eingeschlagen, das heißt bis beinahe an den Kopf.

Sie werden meinen, daß ich nun in Verlegenheit kam. Aber wenn Sie das glaubten, hätten Sie die Art meiner Induktionen mißverstanden. Um einen Jagdausdruck zu gebrauchen: ich war nicht ein einziges Mal auf falscher Fährte, ich verlor die Spur nicht einen Augenblick lang. Die Glieder der Kette fügten sich ohne Lücke ineinander.

Ich hatte dem Geheimnis bis in seinen letzten Schlupfwinkel nachgestellt, und dieser letzte Schlupfwinkel war der Nagel. Er sah, wie ich schon sagte, genauso wie sein Kamerad im anderen Fenster aus; aber dieser Anschein, so entschieden er sich auch gebärden mochte,

schrumpfte zur völligen Bedeutungslosigkeit zusammen vor der Erwägung, daß bis hierher, bis an diesen Punkt die Spur führte. Mit diesem Nagel muß etwas faul sein, sagte ich mir. Ich faßte hin und hielt den Kopf samt einem etwa ein Viertelzoll langen Stück des Schaftes in meinen Fingern. Der Rest des Schaftes blieb in dem Bohrloch stecken, in dem er abgebrochen war. Der Bruch war alt, denn seine Ränder waren angerostet. Vermutlich hatte ihn der Schlag eines Hammers verursacht, mit dem man den oberen Teil des Nagels in den Fensterrahmen eingetrieben hatte. Nun steckte ich den oberen Teil des Nagels wieder sorgfältig in die Höhlung, aus der ich ihn herausgenommen hatte, und er sah wieder völlig wie ein ganzer Nagel aus. Der Schaden war nicht zu bemerken. Ich drückte auf die Feder, schob sachte das Fenster um wenige Zoll in die Höhe, der Nagelkopf ging mit und blieb fest in seinem Loch. Ich schloß das Fenster, und wieder hatte es den Anschein, als ob der Nagel ganz sei.

Soweit war das Rätsel nun enträtselt. Der Mörder war durch das Fenster hinter dem Bett entkommen. Mochte es nun nach seiner Flucht von selbst wieder zugefallen oder auch mit Absicht zugeedrückt worden sein, die Feder war jedenfalls wieder eingeschnappt; und dieser Verschuß durch die Feder war von der Polizei irrtümlich dem Nagel zugeschrieben worden, weshalb sie weitere Untersuchungen für unnötig gehalten hatte.

Die nächste Frage war: wie kann man von dort in den Hof gelangen? Über diesen Punkt hatte ich mich durch unseren gemeinsamen Rundgang um das Haus genügend unterrichtet. Ungefähr fünfeinhalb Fuß von dem erwähnten Fenster entfernt läuft ein Blitzableiter. Von diesem Blitzableiter aus hätte niemand das Fenster erreichen, geschweige denn einsteigen können; indessen fiel mir auf, daß die Fensterläden des vierten Stockwerkes von jener besonderen Art sind, welche die Pariser Tischler 'ferrades' nennen, Fensterläden, die heutzutage selten verwendet werden, die man aber häufig an sehr alten Bauten in Bordeaux und Lyon antrifft. Sie haben die Gestalt einer gewöhnlichen Tür, einer einfachen, kleinen Flügeltür, nur daß ihre obere Hälfte durchbrochen oder als offenes Gitterwerk gearbeitet ist, also den Händen einen trefflichen Halt bietet. In unserem Falle sind diese Läden volle dreieinhalb Fuß breit. Als wir sie von der Rückseite des Hauses aus betrachteten, waren sie beide ungefähr halboffen, das heißt, sie standen in einem rechten Winkel von der Hausmauer ab. Es ist anzunehmen, daß die Polizeibeamten so gut wie ich selbst die Rückseite des Gebäudes einer Besichtigung unterzogen; da sie aber in diesem Falle die 'ferrades' natürlich in perspektivischer Verkürzung sahen, fiel ihnen nicht auf, wie breit sie waren, oder jedenfalls versäumten sie das gebührend in Betracht zu ziehen. Da sie nun einmal die Meinung gefaßt hatten, daß ein Entkommen hier unmöglich war, schenkten sie diesem Teil selbstverständlich nur ganz flüchtige Beachtung. Mir hingegen war klar, daß der zu dem Fenster hinter dem Bett gehörige Laden, wenn er bis an die Mauer zurückgeschlagen wurde, von dem Blitzableiter nur zwei Fuß entfernt war. Zugleich stand für mich fest, daß man, sofern man einen ganz außergewöhnlichen Grad von Gewandtheit und Mut entfaltet, von dem Blitzableiter aus durch das Fenster einzusteigen vermochte. War nun ein Verbrecher einmal bis zu dieser zweieinhalb Fuß entfernten Stelle gelangt - wir nehmen jetzt an, daß der Laden ganz offen ist -, so hätte er an dem Gitterwerk einen sicheren Halt finden können; ließ er dann den Blitzableiter los und stemmte er sich mit den Füßen fest gegen die Mauer, so hätte er mit einem kühnen Absprung den Laden gegen das Fenster stoßen und, wenn wir annehmen, daß das Fenster offen war, sich sogar in das Zimmer schwingen können.

Ich bitte Sie, sich besonders fest einzuprägen, daß ich sagte, es sei ein ganz außergewöhnlicher Grad von Gewandtheit zum Gelingen eines so schwierigen Wagnisses

erforderlich. Meine Absicht ist, Ihnen erstens zu zeigen, daß die Sache überhaupt möglich war, zweitens aber und hauptsächlich, Sie auf den ganz außerordentlichen, ja fast übernatürlichen Charakter dieser Behändigkeit hinzuweisen.

Sie werden, indem Sie sich der Sprache der Juristen bedienen, allerdings einwenden, daß ich zur Stärkung meiner Beweisführung besser daran täte, die in diesem Falle erforderliche Behändigkeit eher niedriger anzuschlagen, als auf ihrer vollen Einschätzung zu beharren. Das mag die Praxis vor Gericht sein, der Brauch der Vernunft ist es nicht. Mein letztes Ziel ist einzig und allein die Wahrheit. Augenblicklich möchte ich Sie dahin führen, die ganz außergewöhnliche Gewandtheit, von der ich eben sprach, und die sehr fremdartige, schrille - oder heisere - und ungleichmäßige Stimme, über deren Nationalität nicht zwei Personen derselben Meinung waren und in deren Lauten keinerlei Silbenbildung entdeckt werden konnte, nebeneinanderzuhalten."

Bei diesen Worten tauchte in mir unbestimmt und schattenhaft eine Vorstellung von dem auf, was Dupin wohl meinen konnte. Ich schien an der Schwelle des Verstehens, ohne jedoch verstehen zu können; wie Menschen bisweilen am Rande der Erinnerung schweben, ohne sich schließlich wirklich erinnern zu können.

Mein Freund fuhr in seiner Rede fort. "Wie Sie sehen", sagte er, "bin ich von der Frage, auf welchem Wege das Zimmer verlassen wurde, zu der Frage übergesprungen: wie gelangte man hinein? Das geschah in der Absicht, Ihnen zu zeigen, daß beides in der nämlichen Weise und an der nämlichen Stelle ausgeführt wurde. Wenden wir uns nun wieder dem Innern des Zimmers zu und nehmen wir hier alles in Augenschein. Die Schubladen des Sekretärs sind, wie man behauptet, ausgeplündert worden, obwohl noch viele Toilettengegenstände darin verblieben sind. Diese Schlußfolgerung ist hier geradezu absurd, nicht mehr und nicht weniger als pure Raterei, noch dazu eine recht alberne. Wie können wir wissen, ob außer diesen Gegenständen noch andere in diesen Schubfächern waren? Madame L'Esplanade und ihre Tochter lebten äußerst zurückgezogen, empfingen keine Besuche, gingen selten aus und hatten wenig Gelegenheit, viel Toilette zu machen. Was man fand, war von so guter Qualität, wie es überhaupt bei diesen Frauen zu erwarten war. Gesetzt den Fall, ein Dieb hätte etwas davon genommen, warum nahm er dann nicht das Beste? Warum nahm er nicht alles? Mit einem Wort: warum ließ er viertausend Goldfranken im Stich, um sich ein Bündel Wäsche aufzupacken? Und das Gold blieb liegen. Beinahe die ganze von Monsieur Mignaud, dem Bankier, erwähnte Summe wurde in den Beuteln auf dem Fußboden vorgefunden. Ich wünschte daher, daß Sie sich die irrige Annahme, es müsse ein Motiv zu dieser Tat geben, aus dem Kopf schlugen. Sie ist im Hirn der Polizeibeamten durch denjenigen Teil der Zeugenaussagen entstanden, der die Ablieferung des Geldes am Haustor betrifft. Ein ähnliches Zusammentreffen von Umständen, nur zehnmal merkwürdiger als dieses - die Übergabe des Geldes und der drei Tage später erfolgte Mord am Empfänger -, erlebt jeder von uns stündlich, ohne sich nur einen Augenblick damit zu beschäftigen. Im allgemeinen ist das Zusammentreffen verschiedener Umstände ein großer Stein des Anstoßes für jene Klasse schlechtgeschulter Denker, die von der Wahrscheinlichkeitstheorie - einer Theorie, der die menschliche Forschung die glorreichsten Errungenschaften verdankt - keine Ahnung haben. Wäre im vorliegenden Falle das Gold verschwunden gewesen, so hätte die Tatsache seiner drei Tage vorher erfolgten Ablieferung mehr als einen bloßen Zufall bedeutet. Sie hätte uns in der Annahme eines Motivs bestärkt. Wenn wir aber unter den vorliegenden Umständen das Gold für den Beweggrund der Gewalttat ansehen, müssen wir zugleich den Verbrecher für einen so wankelmütigen Idioten halten, daß er das Gold mitsamt

seinem Motiv im Stich ließ.

Halten wir nun die Punkte fest, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit gelenkt habe: nämlich die sonderbare Stimme, die ungemene Behändigkeit und, was uns am meisten verblüfft, das gänzliche Fehlen eines Motivs für diesen so ausnehmend scheußlichen Mord, und werfen wir einen Blick auf die Metzelei selbst. Da ist eine Frau, die mit Händen erwürgt und mit dem Kopf nach unten in den Kamin hinaufgestoßen wird. Gewöhnliche Mörder pflegen nicht so zu morden, am allerwenigsten werden sie ihr Opfer auf diese Weise beseitigen. Die Art, wie der Leichnam in den Kamin hinaufgestoßen wurde, ist, wie Sie zugeben müssen, unerhört outré. Zugleich ist da etwas, das sich mit unseren gewöhnlichen Begriffen von menschlichem Tun nicht in Einklang bringen läßt, selbst wenn wir uns die allerverderbtesten Menschen als Täter vorstellen. Bedenken Sie endlich, welche ungeheure Kraft dazu erforderlich war, den Körper in eine solche Öffnung so gewaltsam hinaufzustoßen, daß die vereinten Kräfte mehrerer Personen eben ausreichten, um ihn wieder herunterzuziehen.

Wenden wir uns nun den weiteren Beweisen für die Anwendung einer höchst staunenswerten Kraft zu. Auf der Feuerstelle fand man dicke Strähnen, sehr dicke Strähnen grauen Menschenhaares. Sie waren mit den Wurzeln ausgerissen. Sie wissen, welche große Kraft dazu gehört, auch nur zwanzig bis dreißig Haare auf diese Weise auszureißen. Sie haben diese Haarsträhnen ebensogut gesehen wie ich. An diesen Wurzeln hängen in Klumpen, ein scheußlicher Anblick, Stückchen von Fleisch und der Kopfhaut, ein sicheres Zeichen für die ungeheure Kraft, mit der vielleicht eine halbe Million Haare auf einmal ausgerissen wurden. Der Hals der alten Dame war nicht allein durchschnitten, sondern der Kopf war regelrecht vom Rumpf abgetrennt. Das Instrument war ein einfaches Rasiermesser. Ich bitte Sie, auch die tierische Wildheit der Tat zu beachten. Von den Quetschungen am Körper der Madame L'Españaye will ich nicht sprechen. Monsieur Dumas und sein würdiger Helfer Monsieur Etienne haben sich dahin ausgesprochen, daß sie von einem stumpfen Werkzeug herrühren, und so weit haben die beiden Herren vollkommen recht. Das stumpfe Werkzeug war offenbar das Steinpflaster des Hofes, auf den das Opfer aus dem Fenster hinter dem Bett gefallen ist. Dieser Gedanke, so einfach er jetzt aussieht, kam der Polizei nicht in den Sinn, aus demselben Grunde, weshalb ihr die Breite der Fensterläden entging: weil nämlich die Sache mit den Nägeln ihr Verständnis hermetisch gegen die Möglichkeit abriegelt hatte, daß die Fenster überhaupt jemals geöffnet worden waren.

Wenn Sie nun zum Überfluß auch noch die seltsame Verwüstung des Zimmers gebührend berücksichtigen, so sind wir jetzt dahin gelangt, folgende Vorstellungen miteinander zu verbinden: eine erstaunliche Gewandtheit, übermenschliche Stärke, tierische Wildheit, eine Metzelei ohne Motiv, eine Grotteske des Entsetzlichen, die allem Menschlichen fremd ist, eine Stimme, die den Angehörigen der verschiedenen Nationen fremdländisch klingt und jeder deutlichen und verständlichen Silbenbildung entbehrt. Zu welchem Ergebnis kommen Sie nun? Welchen Eindruck habe ich auf Ihre Einbildungskraft gemacht?"

Ein Schauer überlief mich, als Dupin diese Frage an mich richtete. "Ein Irrer", antwortete ich, "hat die Tat verübt, irgendein tobsüchtiger Narr, der aus einer benachbarten Maison de Santé entsprungen ist."

"In gewisser Hinsicht", erwiderte er, "ist Ihre Annahme nicht ganz unangemessen. Aber die Stimme der Verrückten hat selbst in ihrem wildesten Paroxysmus niemals etwas mit jener sonderbaren, im Stiegenhaus gehörten Stimme gemein. Verrückte gehören doch irgendeiner Nation an, und ihre Rede, mag sie aus noch so unzusammenhängenden Worten bestehen,

bewahrt doch immer den Zusammenhang der Silbenbildung. Überdies sehen die Haare eines Wahnsinnigen nicht so aus wie diejenigen, die ich hier in der Hand halte. Dieses Büschel Haare habe ich den zusammengekrampften Fingern von Madame L'Esplanade entwunden. Sagen Sie mir, was Sie davon halten."

"Dupin", sagte ich ganz entgeistert, "das ist ein ganz sonderbares Haar. Das ist kein Menschenhaar."

"Das habe ich auch keineswegs behauptet", erwiderte er. "Aber bevor wir uns hinsichtlich dieses Punkts entscheiden, möchte ich Sie bitten, einen Blick auf diese kleine Skizze zu werfen, die ich hier auf diesem Blatt Papier entworfen habe. Es ist eine genaue Wiedergabe dessen, was ein Teil der Zeugen als dunkle Quetschungen und tief einschneidende Eindrücke von Fingernägeln am Halse der Madame L'Esplanade bezeichnete und ein anderer - die Herren Dumas und Etienne - als eine Reihe von blutunterlaufenen Stellen, die augenscheinlich durch den Druck von Fingern hervorgebracht wurden. Sie werden bemerken", fuhr mein Freund fort, indem er das Papier auf dem Tische vor uns ausbreitete, "daß diese Zeichnung die Vorstellung von einer festen, eisernen Umklammerung gibt. Hier ist kein Abgleiten ersichtlich. Jeder dieser Finger ist, vermutlich bis zum Tode des Opfers, genau an der Stelle verblieben, wo er sich zuerst mit furchtbarem Griff eingekrallt hat. Versuchen Sie nun, alle ihre Finger gleichzeitig auf die ihnen entsprechenden Eindrücke zu setzen, so wie sie hier gezeichnet sind."

Ich versuchte es, jedoch vergeblich.

"Vielleicht haben wir die Probe nicht richtig gemacht", sagte er. "Dies Blatt Papier ist auf einer ebenen Fläche ausgespannt, der menschliche Hals jedoch ist walzenförmig. Hier ist eine hölzerne Stange, die ungefähr den Umfang eines Halses hat. Legen Sie das Papier herum und machen Sie den Versuch noch einmal."

Ich tat es, aber die Unmöglichkeit sprang nun noch mehr in die Augen als das erstemal.

"Das sind nicht die Spuren einer Menschenhand", sagte ich.

"Lesen Sie jetzt", antwortete Dupin, "diesen Abschnitt im Cuvier."

Es war ein ausführlicher anatomischer und allgemein beschreibender Bericht über den großen, rotbraunen Orang-Utan der ostindischen Inseln. Die riesige Gestalt, die erstaunliche Kraft und Gewandtheit, die ungebändigte Wildheit und der Nachahmungstrieb dieses Säugetieres sind jedermann zur Genüge bekannt. Mit einemmal verstand ich all das Grauensvolle dieses Mordes.

"Die Beschreibung der Finger", sagte ich, als ich zu Ende gelesen hatte, "stimmt mit dieser Zeichnung genau überein. Ich sehe, daß nur ein Orang-Utan von der hier angeführten Gattung diese Fingereindrücke, wie Sie sie hier gezeichnet haben, hinterlassen haben kann. Auch dieses Büschel lohfarbenen Haars ist von der gleichen Beschaffenheit wie das des Tieres im Cuvier. Dennoch kann ich die Einzelheiten dieses furchtbaren Geheimnisses nicht begreifen. Überdies sind zwei streitende Stimmen gehört worden, von denen die eine zweifellos die eines Franzosen war."

"Sehr richtig! Und Sie werden sich der Zeugenaussagen erinnern, die ihm fast einmütig die Worte: 'Mon Dieu!' in den Mund legten. Sie sind in diesem Falle von einem der Zeugen, dem Konditor Montani, treffend charakterisiert worden als der Ausdruck eines heftigen Vorwurfs

oder Verweises.

Auf diese beiden Worte habe ich hauptsächlich meine Hoffnung, das Rätsel völlig zu lösen, aufgebaut. Ein Franzose war Mitwisser des Mordes. Es ist möglich, ja sogar mehr als wahrscheinlich, daß er an der Bluttat, die da begangen wurde, weder Schuld noch Anteil hat. Der Orang-Utan kann ihm entflohen sein, er kann ihn bis zu dem bewußten Zimmer verfolgt, aber infolge der schrecklichen Vorfälle, die sich nun ereigneten, nicht wieder eingefangen haben. Das Tier ist noch in Freiheit. Ich will diesen Mutmaßungen nicht weiter nachgehen - denn ich habe kein Recht, sie anders als Mutmaßungen zu nennen, da die vagen Überlegungen, auf die sie sich stützen, kaum auf einem genügend festen Boden fußen, daß ich selbst ihnen irgendeinen Wert beilegen könnte; ich darf also nicht hoffen, sie dem Verständnis eines anderen begreiflich zu machen. Wir wollen sie mithin Mutmaßungen nennen und als solche behandeln. Wenn indessen der Franzose wirklich, wie ich annehme, an dieser Bluttat unschuldig ist, so wird diese Anzeige, die ich gestern abend bei unserer Rückkehr nach Hause in der Redaktion von *Le Monde* aufgab - einem Blatt, das die Interessen der Schifffahrt vertritt und von Seeleuten bevorzugt wird -, ihn hierher in unsere Wohnung bringen."

Er reichte mir die Zeitung, und ich las folgendes:

"Eingefangen. Im Bois de Boulogne am frühen Morgen des ... (Datum des Mordes) ein großer, lohfarbener Orang-Utan von der Bornesischen Gattung. Der Eigentümer, von dem man weiß, daß er Matrose auf einem Malteser Schiff ist, kann gegen genügenden Ausweis und Bezahlung der geringen Unkosten für das Einfangen und den Unterhalt des Tieres dasselbe wieder in Empfang nehmen. Näheres Faubourg St. Germain, Rue . . ."

"Wie in aller Welt", fragte ich, "konnten Sie wissen, daß der Mann Matrose ist und auf einem Malteser Schiff dient?"

"Ich weiß es nicht", entgegnete Dupin, "ich bin dessen nicht sicher. Ich habe hier jedoch ein Stückchen Band, das, nach seiner Form und seiner fettigen Beschaffenheit zu schließen, augenscheinlich dazu benutzt worden ist, das Haar in einen jener langen Zöpfe zu binden, wie sie Matrosen so gern tragen. Überdies verstehen außer den Matrosen nur wenige Leute einen solchen Knoten zu knüpfen, und hauptsächlich pflegen die Malteser Matrosen diese Kunst. Ich habe das Band am Fuße des Blitzableiters aufgehoben. Einer der beiden Verstorbenen kann es nicht gehört haben. Sollte ich mich schließlich mit dieser aus dem Fund des Bandes gezogenen Folgerung, daß der Franzose als Matrose auf einem maltesischen Schiff gedient hat, täuschen, nun, so habe ich doch mit dem, was ich in der Anzeige sage, niemandem Unrecht getan. Wenn ich mich irre, dann wird er eben annehmen, daß ich durch irgendeinen Umstand, dem nachzuforschen er sich nicht die Mühe geben wird, irregeführt worden bin. Habe ich aber recht, so ist viel gewonnen. Als Mitwisser des Mordes wird der Franzose, wenn er selbst auch unschuldig ist, natürlich schwanken, ob er auf die Anzeige antworten und den Orang-Utan zurückfordern soll. Er wird folgendermaßen überlegen: Ich bin unschuldig, ich bin arm. Mein Orang hat einen großen Wert, für jemanden in meinen Verhältnissen bedeutet er fast ein Vermögen. Warum sollte ich ihn aus törichter Furcht vor einer Gefahr aufgeben? Dort ist er, ich brauche nur die Hand auszustrecken. Man hat ihn im Bois de Boulogne, weit entfernt von dem Schauplatz jenes Mordes, gefunden. Wer wird jemals auf den Gedanken kommen, daß ein vernunftloses Tier die Tat begangen hat? Die Polizei ist auf falscher Fährte, sie hat auch nicht die geringste Spur entdecken können. Aber selbst wenn man dem Tier auf der Spur sein sollte, so wäre es doch unmöglich

nachzuweisen, daß ich Mitwisser des Mordes bin, und mich auf Grund dessen zu beschuldigen. Vor allem aber: man weiß von mir. Der Verfasser der Anzeige bezeichnet mich als den Besitzer des Tieres. Es ist mir unbekannt, wie weit sich sein Wissen erstreckt. Ließe ich mich davon abhalten, mein wertvolles Eigentum, von dem man weiß, daß es mir gehört, zurückzufordern, so würde ich das Tier mindestens einem Verdacht aussetzen. Es wäre nicht klug von mir, auf mich oder das Tier die Aufmerksamkeit zu lenken. Ich will mich auf die Anzeige hin melden, den Orang holen und ihn sorgfältig in Gewahrsam halten, bis über die Sache Gras gewachsen ist."

In diesem Augenblick vernahmen wir Schritte auf der Treppe.

"Halten Sie Ihre Pistolen bereit", sagte Dupin; "aber gebrauchen oder zeigen Sie sie nicht eher, als bis ich Ihnen ein Zeichen gebe."

Da wir die Haustür offen gelassen hatten, war der Besucher, ohne zu läuten eingetreten und schon ein paar Stufen hinaufgegangen. Aber plötzlich schien er zu zögern, und schon hörten wir ihn wieder hinuntergehen. Dupin stürzte schnell zur Tür, als wir ihn wieder heraufsteigen hörten. Diesmal machte er nicht kehrt, sondern kam entschlossenen Schrittes und klopfte an unsere Zimmertüre.

"Herein", rief Dupin in aufmunterndem, herzlichem Ton.

Ein Mann trat ein. Es war zweifellos ein Matrose, ein großer, starker, muskulös aussehender Bursche mit einem gewissen Ausdruck herausfordernder Tollkühnheit in seinen Zügen, der keineswegs gegen ihn einnahm. Sein sonnverbranntes Gesicht war mehr als zur Hälfte von einem mächtigen Schnurr- und Backenbart verdeckt. Er hatte einen dicken Eichenknüttel bei sich, schien aber sonst unbewaffnet. Er grüßte ungeschickt und bot uns einen guten Abend mit einem Akzent, der, obwohl er ein wenig nach Neufchâtel klang, dennoch seinen Pariser Ursprung verriet.

"Setzen Sie sich, mein Freund", sagte Dupin. "Ich nehme an, Sie kommen wegen des Orang-Utans. Auf mein Wort, ich beneide Sie beinahe um seinen Besitz; ein ausnehmend schönes und zweifellos auch sehr wertvolles Tier! Wie alt mag es wohl sein?"

Der Matrose atmete mit der Miene eines Menschen, der sich von einer unerträglichen Last befreit fühlt, tief auf und antwortete dann mit fester Stimme: "Das kann ich Ihnen nicht sagen, aber er dürfte kaum mehr als vier oder fünf Jahre alt sein. Haben Sie ihn hier?"

"O nein, wir hatten hier keine passende Unterkunft für ihn. Er ist in einem Koststall in der Rue Dubourg, ganz in der Nähe, untergebracht. Dort können Sie ihn morgen früh holen. Natürlich sind Sie imstande, sich als Eigentümer zu legitimieren?"

"Gewiß, mein Herr, das bin ich."

"Es tut mir leid, mich von ihm zu trennen", meinte Dupin.

"Sie sollen all die Mühe nicht umsonst gehabt haben", erklärte der Mann; "das kann ich nicht verlangen. Ich bin gerne bereit, einen Finderlohn zu bezahlen, das heißt, alles was recht ist."

"Nun", erwiderte mein Freund, "das ist ja alles schön und gut. Lassen Sie mich überlegen; was könnte ich verlangen? Oh, jetzt weiß ich's! Meine Belohnung soll das sein: Sie werden

mir jede Auskunft über diese Morde in der Rue Morgue geben, die Ihnen möglich ist."

Dupin sagte diese letzten Worte sehr leise und sehr ruhig. Ebenso ruhig ging er zur Tür, verschloß sie und steckte den Schlüssel in seine Tasche. Hierauf zog er eine Pistole aus dem Busen und legte sie ohne die geringste Hast auf den Tisch.

Das Gesicht des Matrosen rötete sich, als ob er mit einem Erstickenfalls anfall kämpfte. Er sprang auf und griff nach seinem Knüttel, aber einen Augenblick später fiel er in seinen Stuhl zurück, heftig zitternd und bleich wie der Tod. Er sprach kein Wort. Ich bemitleidete ihn von ganzem Herzen.

"Mein Freund", fuhr Dupin in gütigem Ton fort, "Sie regen sich ganz unnötig auf, ganz unnötig; ich versichere Ihnen, wir wollen Sie in keiner Weise schädigen. Ich verpfände mein Wort als Franzose und Ehrenmann, daß wir nichts Böses gegen Sie im Schilde führen. Ich weiß sehr wohl, daß Sie an der Bluttat in der Rue Morgue keine Schuld haben. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß Sie in einem gewissen Sinne darein verwickelt sind. Aus dem, was ich soeben gesagt habe, werden Sie erkennen, daß mir in dieser Angelegenheit Auskunftsmitel zu Gebote stehen, Auskunftsmitel, von denen Sie sich nichts träumen lassen. Nun, die Sache steht so: Sie haben nichts getan, dem Sie hätten aus dem Wege gehen können, sicherlich aber nichts, das Sie mit Schuld belastet. Sie haben sich nicht einmal eines Diebstahls schuldig gemacht, obwohl Sie straflos hätten stehlen können. Sie haben nichts zu verheimlichen und haben auch keinen Grund zur Verheimlichung. Andererseits gebietet Ihnen die Ehrenhaftigkeit, alles einzugestehen, was Sie wissen. Ein Unschuldiger ist gegenwärtig im Gefängnis und wird des Verbrechens beschuldigt, dessen Täter Sie angeben können."

Während Dupin so sprach, hatte der Matrose seine Geistesgegenwart zum großen Teil wiedergewonnen, aber seine ursprüngliche Verwegenheit war gänzlich verschwunden.

"So wahr mir Gott helfe", antwortete er nach einer kleinen Pause, "ich will Ihnen alles sagen, was ich über diese Sache weiß. Aber ich kann nicht erwarten, daß Sie mir auch nur die Hälfte von dem, was ich sage, glauben - ich müßte ein Narr sein, wenn ich's täte. Aber ich bin unschuldig und will mir alles vom Herzen reden, und sollte es mein Leben kosten."

Was er erzählte, war in der Hauptsache folgendes: Vor kurzem hatte er eine Fahrt nach dem indonesischen Archipel unternommen. Ein Trupp Matrosen, dem er sich anschloß, ging in Borneo an Land und drang auf einem Ausflug ins Landesinnere ein. Er selbst fing mit einem Kameraden zusammen einen Orang-Utan. Der Kamerad starb, und das Tier ging in seinen alleinigen Besitz über. Nach vielen Unannehmlichkeiten, die ihm die unbezähmbare Wildheit des Tieres während der Heimreise bereitete, gelang es ihm endlich, es sicher in seiner Wohnung in Paris unterzubringen, wo er es, um es vor der unliebsamen Neugier seiner Nachbarn zu verbergen, so lange in sorgfältigem Gewahrsam halten wollte, bis es von einer Fußwunde, die es sich an Bord durch einen Splitter zugezogen hatte, geheilt wäre. Seine Absicht war, es dann zu verkaufen.

Als er eines Nachts, oder vielmehr eines Morgens, dem Morgen des Mordtages, von einer Matrosenzecherei nach Hause zurückkam, fand er die Bestie in seinem eigenen Schlafzimmer, in das sie aus einem anstoßenden Kabinett, wo er sie sicher eingeschlossen glaubte, eingedrungen war. Mit dem Rasiermesser in der Hand und völlig eingeseift, saß der Affe vor einem Spiegel und versuchte die Operation des Rasierens nachzuahmen, bei der er

seinen Herrn, offenbar durch das Schlüsselloch des Kabinetts, öfters belauscht hatte. Entsetzt bei dem Anblick einer so gefährlichen Waffe im Besitze eines so unbändigen Tieres, das durchaus fähig war, sie zu gebrauchen, war der Mann für einige Augenblicke ratlos, was er tun sollte. Indessen pflegte er das Tier, selbst in seinen wildesten Ausbrüchen, mit Hilfe der Peitsche zu beruhigen, und so nahm er auch diesmal zu ihr seine Zuflucht. Als aber der Orang die Peitsche sah, sprang er plötzlich durch die Zimmertür, die Treppe hinab und von da durch ein unglücklicherweise geöffnetes Fenster auf die Straße.

Der Mann verfolgte ihn in höchster Verzweiflung. Der Affe, immer mit dem Rasiermesser in der Hand, blieb von Zeit zu Zeit stehen, um sich nach seinem Verfolger umzuwenden und ihm Grimassen zu schneiden, bis dieser ganz nahe herangekommen war. Dann machte er sich wieder davon. In dieser Weise dauerte die Jagd geraume Zeit fort. In den Straßen herrschte tiefe Stille, es war gegen drei Uhr morgens. Als der Flüchtling das hinter der Rue Morgue gelegene Gäßchen erreicht hatte, wurde seine Aufmerksamkeit durch den Lichtschein, der aus dem geöffneten Fenster Madame L'Españayes im vierten Stock ihres Hauses drang, gefesselt. Er stürzte auf das Haus zu, sah den Blitzableiter, kletterte mit unfäßbarer Behändigkeit hinauf, ergriff den Laden, der ganz an die Mauer zurückgeschlagen war, und schwang sich mit dessen Hilfe geradewegs auf das Kopfende des Bettes. Das ganze Kunststück nahm kaum eine Minute in Anspruch. Der Laden wurde durch den Affen, als er in das Zimmer sprang, wieder zurückgestoßen.

Der Matrose war gleichzeitig erfreut und bestürzt. Einerseits hegte er große Hoffnung, die Bestie jetzt wiederzuerlangen, da sie kaum aus der Falle, in die sie geraten war, entwischen konnte, es sei denn über den Blitzableiter, wo man sie beim Abstieg einfangen konnte. Andererseits erfüllte ihn berechtigte Besorgnis, was das Tier wohl in dem Hause anrichten würde. Diese letztere Überlegung bewog den Mann, dem Flüchtling noch weiter zu folgen. Ein Blitzableiter ist nicht schwer zu erklettern, besonders nicht für einen Matrosen. Aber als er die Höhe des Fensters erklommen hatte, das in unerreichbarer Entfernung zu seiner Linken lag, war an ein Weiterkommen nicht zu denken. Alles, was er tun konnte, war, sich so weit wie möglich vorbeugend, einen Blick in das Innere des Zimmers zu werfen. Aber was er da erblickte, hätte ihn im Übermaß des Entsetzens beinahe von seinem Halt stürzen lassen. Jetzt geschah es, daß jene gräßlichen Schreie die Nacht durchgellten, die die Einwohner der Rue Morgue aus dem Schlummer schreckten. Madame L'Españaye und ihre Tochter, in ihre Nachtkleider gehüllt, waren allem Anschein nach mit dem Ordnen von Papieren in dem schon erwähnten eisernen Kasten beschäftigt gewesen, den sie in die Mitte des Zimmers gerollt hatten. Er stand offen, sein Inhalt lag daneben auf dem Fußboden. Die beiden Opfer mußten mit dem Rücken gegen das Fenster gesessen haben; und aus der Zeit, die zwischen dem Eindringen des Tieres und dem Schreien verstrich, läßt sich vermuten, daß sie es nicht sofort bemerkten. Das Zuklappen des Ladens hatten sie wohl dem Wind zugeschrieben.

Als der Matrose in das Zimmer blickte, hatte das riesige Tier Madame L'Españaye bei den Haaren gefaßt - sie hingen ihr, da sie sie eben gekämmt hatte, offen über die Schulter - und schwang das Rasiermesser über ihrem Gesicht, indem es die Bewegungen eines Barbiers nachahmte. Die Tochter lag reglos auf dem Fußboden, sie war ohnmächtig geworden. Das Schreien und Sich-Sträuben der alten Dame, während ihr die Haare vom Kopf gerissen wurden, hatte den Erfolg, die vermutlich ganz friedlichen Absichten des Orang-Utan in Wut zu verwandeln. Mit einem entschlossenen Streich seines muskulösen Armes trennte er ihren Kopf beinahe vom Rumpf ab. Der Anblick des Blutes entflamnte seine Wut beinahe zur

Raserei. Zähnefletschend und mit funkelnden Augen warf er sich auf den Körper des Mädchens, grub die furchtbaren Krallen in seinen Hals und ließ nicht ab, bis es tot war. In diesem Augenblick fielen seine unruhig flackernden Blicke auf das Kopfende des Bettes, über dem das vor Grauen erstarrte Gesicht seines Herrn zu sehen war. Die Wut der Bestie, die sich zweifellos an die gefürchtete Peitsche erinnerte, verwandelte sich plötzlich in Angst. In dem Bewußtsein, Züchtigung verdient zu haben, schien sie die Spuren ihrer Bluttat verwischen zu wollen und sprang in höchster Aufregung im Zimmer umher, wobei sie die Möbel umwarf und zerbrach und die Betten aus der Bettstelle riß. Schließlich ergriff das Tier den Leichnam der Tochter und stieß ihn in den Rauchfang hinauf, so wie man ihn gefunden hat, hierauf packte es die alte Dame, die es hastig kopfüber zum Fenster hinauswarf.

Als der Affe sich mit seiner verstümmelten Last dem Fenster näherte, fuhr der Matrose schauernd gegen den Blitzableiter zurück, kam mehr fallend als gleitend unten an und eilte aus Furcht vor den Folgen dieser Metzelei, und indem er in seinem Schrecken jede Sorge um das Schicksal des Affen außer acht ließ, geradewegs nach Hause. Die Worte, die die Leute auf der Treppe hörten, waren die Schreckens- und Entsetzensrufe des Franzosen gewesen, untermischt mit dem teuflischen Gekreis der Bestie.

Ich habe kaum etwas hinzuzufügen. Der Orang muß unmittelbar, bevor die Türe aufgebrochen wurde, entwischt sein. Er muß das Fenster, als er hindurchschlüpfte, heruntergezogen haben. Später wurde er durch den Besitzer selbst wieder eingefangen, der ihn für eine beträchtliche Summe an den Jardin des Plantes verkauft hat. Lebon wurde unverzüglich auf freien Fuß gesetzt, nachdem wir im Büro des Polizeipräfekten den Hergang geschildert hatten, wozu Dupin einige Erläuterungen gab. Bei allem Wohlwollen, das der Beamte meinem Freund entgegenbrachte, konnte er dennoch seinen Ärger über die Wendung, die die Sache genommen hatte, nicht verhehlen, und er ließ sich zu ein paar Sarkasmen hinreißen über Leute, die sich um Angelegenheiten bekümmerten, die sie nichts angingen.

"Lassen Sie ihn reden", meinte Dupin, der es nicht der Mühe wert gefunden hatte, etwas zu erwidern. "Lassen Sie ihn schwatzen, es erleichtert sein Gewissen. Ich bin zufrieden damit, ihm in seiner eigenen Burg eine Niederlage bereitet zu haben. Nichtsdestoweniger ist die Tatsache, daß er bei der Lösung des Rätsels versagt hat, keineswegs so verwunderlich, wie er selbst glaubt; denn wahrlich, unser Freund, der Präfekt, ist ein wenig allzuschlau, um tief zu sein. Seiner Weisheit fehlt es an Saft. Sie hat lauter Kopf und keinen Körper, wie die Bilder der Göttin Laverna, oder bestenfalls Kopf und Rücken wie ein Stockfisch. Aber er ist trotzdem ein guter Kerl. Ich bewundere vor allem seine Meisterschaft, mit der er den Berufsjargon beherrscht und die ihm den Ruf eines großen Geistes eingetragen hat. Ich meine seine Art »de nier ce qui est, et d'expliquer ce qui n'est pas«."

[Nächste Geschichte](#)

[Titelseite](#)

Das Geheimnis von Marie Rogêts Tod

Es gibt eine Reihe idealischer Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel laufen. Selten fallen sie zusammen. Menschen und Zufälle modifizieren gewöhnlich die idealische Begebenheit, so daß sie unvollkommen erscheint und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen sind.

*So bei der Reformation; statt des Protestantismus kam das Luthertum hervor.
(Novalis)*

Selbst unter den ruhigsten Denkern finden sich hin und wieder Menschen, die gelegentlich von einem unbestimmten, quälenden Halbglouben an das Übernatürliche ergriffen worden sind - angesichts jener auffällig gleichzeitigen Zufälle, die oft so wunderbar erscheinen, daß der Verstand sie nicht mehr für bloße ›Zufälle‹ halten kann.

Solche Gefühle (der Halbglouben, von dem ich rede, hat nie die Kraft wirklicher Gedanken), solche Gefühle also können nur sehr schwer unterdrückt werden, wenn man nicht die Lehre vom Zufall oder, was dasselbe ist, von der Wahrscheinlichkeitsberechnung zu Hilfe nimmt. Diese Berechnung ist jedoch ihrem Wesen nach eine rein mathematische, und wir haben hier die Anomalie, daß die allerexakteste Wissenschaft zur Erklärung dessen dienen soll, was auf dem Gebiete der Spekulation noch ungreifbarer Schatten ist.

Die merkwürdigen Einzelheiten, die man mich zu veröffentlichen aufgefordert hat, bilden zeitlich, wie man sehen wird, den primären Zweig einer Reihe kaum verständlicher Zufälle, deren sekundären oder Endzweig man in dem Mord an einer gewissen Mary Cecilia Rogers*, der jüngst in New York geschah, finden wird.

*[*Fußnote: Das Geheimnis, in das besagtes Verbrechen gehüllt war, hatte zur Zeit der Entstehung (und Veröffentlichung) der nun folgenden Erzählung seine Aufdeckung noch nicht gefunden. Und da jetzt mehrere Jahre seit der Begebenheit, auf der diese Erzählung beruht, verflossen sind, dürfte es nötig sein, einige erklärende Worte vorzuschicken, daran zu erinnern, daß der Verfasser, indem er angeblich von dem tragischen Ende einer jungen Pariserin, Marie Rogêt, berichtet, in Wirklichkeit den Tatsachen des Mordes an der Marie Cecilia Rogers folgt. Alle Einzelheiten, die in der Erzählung erwähnt, alle Folgerungen und Schlüsse, die gezogen werden, treffen infolgedessen auf diesen zu. Die Erzählung ›Das Geheimnis von Marie Rogêts Tod‹ wurde fern von dem Schauplatz der Greuelthat geschrieben; dem Autor standen keine anderen Auskunftsmittel als die, welche die Zeitungen lieferten, zu Gebot. So mußte ihm notwendig vieles entgehen, was ihm von Nutzen gewesen wäre, wenn er die Lokalitäten persönlich hätte besichtigen können. Es dürfte jedoch nicht unangemessen erscheinen, hier zu erwähnen, daß die Geständnisse zweier Personen (die in der Erzählung vorkommende Madame Deluc ist eine von ihnen) lange nach dieser Veröffentlichung nicht nur die Art der allgemeinen Schlußfolgerung des Autors durchaus bestätigten, sondern alle Einzelheiten, hypothetischen Einzelheiten, alle Annahmen und Voraussetzungen anerkannten, mittels derer er seinen Plan verfolgte und zu seinem Endergebnis gelangte. - E. A. P. Ende der Fußnote]*

Als ich vor etwa Jahresfrist in meiner Erzählung: ›Der Doppelmord in der Rue Morgue‹,

einige auffallende, merkwürdige Geisteszüge meines Freundes August Dupin zu schildern versuchte, hätte ich nicht gedacht, daß ich jemals wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen würde. Ich wollte damals eine Charakterschilderung geben und erreichte meine Absicht vollkommen, da mir eine Reihe sehr seltsamer Begebenheiten Belege für Dupins Idiosynkrasie geliefert hatten. Ich hätte noch mehr Beispiele anführen und doch den Beweis nicht schlagender liefern können. Neuere Ereignisse haben mich aber durch ihre überraschende Entwicklung bestimmt, einige weitere Einzelheiten zu erwähnen, die vielleicht wie ein erzwungenes Geständnis aussehen werden. Es wäre jedoch sonderbar, wenn ich nach dem, was ich kürzlich hörte, Stillschweigen über das bewahren sollte, was ich vor langer Zeit schon vernahm.

Als die Tragödie des Todes der Frau L'Esplanade und ihrer Tochter zum Schluß gekommen war, widmete ihr Dupin auch nicht einen Gedanken mehr und versank wieder in seine gewohnten düsteren Träumereien. Und da auch ich schon immer sehr zu abstrakten Grübeleien neigte, teilte ich seine Stimmung bald. Wir bewohnten unsere Zimmer im Faubourg St. Germain weiter, schlugen alle Gedanken an die Zukunft in den Wind, schlummerten ruhig auf der Gegenwart, und ein Netz von Träumereien umspann die graue Alltagswelt, die uns umgab.

Doch blieben diese Träume nicht ganz ungestört. Man kann sich leicht denken, daß die Rolle, die mein Freund in der Tragödie der Rue Morgue spielte, ihren Eindruck auf die Phantasie der Pariser Polizei nicht verfehlt hatte. All ihren Mitgliedern ist Dupins Name bekannt und geläufig. Da er den einfachen Charakter der Induktionen, durch die er das Geheimnis enthüllte, außer mir niemandem, selbst nicht dem Präfekten, mitgeteilt hatte, ist es nicht erstaunlich, daß man die ganze Sache fast als ein Wunder ansah und daß man seine analytischen Fähigkeiten für reine Intuition hielt. Seine Offenheit würde ohne Zweifel veranlaßt haben, all diese Gerüchte über ihn zu dementieren, hätte ihn nicht seine Indolenz abgehalten, noch irgend etwas in einer Sache zu tun, die für ihn von keinem Interesse mehr war. So geschah es, daß er für die Augen der Polizei eine Art Leitstern wurde, und bei zahlreichen Gelegenheiten suchte sich die Polizeipräfektur seiner Dienste zu versichern. Eine der merkwürdigsten war die Ermordung jenes jungen Mädchens namens Marie Rogêt.

Dieser Mord ereignete sich etwa zwei Jahre nach den Greuelthaten in der Rue Morgue. Marie, deren Tauf- und Familienname jedermann an eine unglückliche junge New Yorker Zigarrenverkäuferin erinnern wird, war die einzige Tochter der Witwe Estelle Rogêt. Als kleines Kind hatte sie ihren Vater verloren und seit seinem Tode bis zu dem achtzehnten Monate vor ihrer Ermordung, die den Gegenstand unserer Erzählung bildet, mit ihrer Mutter zusammen in der Rue Pavée Sainte Andrée gewohnt. Frau Rogêt hielt dort mit Mariens Hilfe eine Pension. So verfloß ihr Leben ziemlich gleichförmig, bis die große, außerordentliche Schönheit des nun zweiundzwanzigjährigen Mädchens die Aufmerksamkeit eines Parfümhändlers auf sich zog, der einen der im Erdgeschoß gelegenen Kaufläden im Palais Royal innehatte und dessen Kundschaft hauptsächlich aus den verwegenen Abenteurern bestand, die in jener Gegend herum wohnen. Monsieur Le Blanc war sich sehr wohl der Vorteile bewußt, welche die Anwesenheit der schönen Marie seinem Geschäfte bringen mußte; das Mädchen ging auf seine ziemlich glänzenden Vorschläge bereitwilligst ein, während die Mutter erst nach längerem Zögern ihre Zustimmung gab.

Die Erwartungen des Kaufmanns gingen durchaus in Erfüllung, und die Reize des munteren Mädchels machten sein Geschäft bald sehr bekannt. Marie hatte ihre Stellung vielleicht ein

Jahr inne, als ihre Bewunderer plötzlich dadurch in große Unruhe versetzt wurden, daß sie - verschwand. Monsieur Le Blanc vermochte keine Aufklärung zu geben, und Frau Rogêt geriet vor Angst und Schrecken fast außer sich. Die Zeitungen nahmen die Sache auf, und schon wollte die Polizei zu ernstlichen Nachforschungen schreiten, als nach Verlauf einer Woche Marie - gesund, nur ein klein wenig bleich und traurig - eines schönen Morgens wieder hinter dem Zahltisch der Parfümerie erschien. Natürlich wurden sofort alle weiteren, nicht privaten Nachforschungen aufgegeben. Der Parfümeur behauptete nach wie vor, nicht das geringste in der Sache zu wissen. Marie und Frau Rogêt antworteten auf alle Fragen, daß sie die letzte Woche in dem Hause einer Verwandten auf dem Lande zugebracht habe. So geriet die ganze Geschichte in Vergessenheit, zumal das junge Mädchen bald darauf, um der unerschämten Neugierde des Publikums zu entgehen, den Laden des Parfümeurs endgültig verließ und wieder unter dem Schutz der Mutter in der Rue Pavée Sainte Andrée wohnte.

Ungefähr fünf Monate nach der Rückkehr in das Haus der Mutter wurden ihre Angehörigen plötzlich durch ein neues Verschwinden in Aufregung versetzt. Es vergingen drei Tage, ohne daß man das geringste von ihr hörte. Am vierten fand man den Leichnam auf der Seine schwimmend, in der Nähe des Ufers, das dem Quartier der Rue Pavée Sainte Andrée gerade gegenüberliegt, nicht weit entfernt von der wenig besuchten Gegend an der Barrière du Roule.

Die Gräßlichkeit dieses Mordes - es stellte sich nur zu bald heraus, daß hier ein Mord vorlag -, die Jugend und Schönheit sowie vor allem die bekannte Persönlichkeit des Opfers brachten die sensiblen Pariser in gewaltige Aufregung. Ich erinnere mich keines ähnlichen Falles, der so tiefes und allgemeines Aufsehen erregt hätte. Mehrere Wochen vergaß man darüber selbst die wichtigsten politischen Tagesfragen, sprach von nichts anderem mehr als von diesem Kriminalfall. Der Polizeipräfekt machte ganz ungewöhnliche Anstrengungen, um Licht in die Sache zu bringen: die ganze Polizei, bis zum letzten Mann, wurde zu den Nachforschungen aufgeboten.

Als man den Leichnam entdeckte, glaubte man nicht, daß der Mörder den alsbald angestellten Nachforschungen entgehen könne. Erst nach Verlauf einer Woche hielt man es für nötig, eine Belohnung auszusetzen, und beschränkte sie noch auf tausend Francs. Mittlerweile wurden die Nachforschungen mit Energie, wenn auch nicht immer mit Verständnis fortgesetzt, zahlreiche Personen wurden verhört, ohne daß das geringste Ergebnis zutage getreten wäre, während die anscheinende Unerklärlichkeit des Geheimnisses die Erregung der Bevölkerung stetig steigerte. Am Ende des zehnten Tages hielt man es für angemessen, die ursprünglich ausgesetzte Belohnung zu verdoppeln; und endlich, als die zweite Woche ohne das geringste Resultat verflossen und die Bevölkerung von Paris, die stets ein Vorurteil gegen die Polizei besessen hat, zu ziemlich bedrohlichen Zusammenrottungen geschritten war, entschloß sich der Präfekt, demjenigen, ›der den Mörder zur Anzeige brächte‹, oder wenn die Tat von mehreren ausgeführt worden sei, dem, ›der einen der Mörder zur Anzeige brächte‹, eine Belohnung von zwanzigtausend Francs zu versprechen. In dem Aufruf, in welchem der Präfekt diese Belohnung verhiess, war zugleich jedem Mitschuldigen, der gegen seine Genossen aussagte, vollständige Straflosigkeit zugesichert. Dieser amtlichen Bekanntmachung war überall eine Nachschrift beigelegt, in der ein Ausschuß von Bürgern noch weitere zehntausend Francs auf die Entdeckung des Verbrechers aussetzte. Die Belohnung belief sich also insgesamt auf nicht weniger als dreißigtausend Francs - eine ganz außerordentliche Summe, wenn man die bescheidene Lebensstellung des Mädchens und die Tatsache in Betracht zieht, daß derartige Greuelthaten

in großen Städten häufig vorkommen.

Es zweifelte jetzt niemand mehr, daß sich das Dunkel, das diesen Mord einhüllte, bald aufhellen werde. Aber obgleich man ein oder zwei Verhaftungen vornahm, ließ sich doch nichts ermitteln, was die Schuld der Betreffenden bewiesen hätte, und man mußte sie alsbald wieder in Freiheit setzen. Vielen wird es sonderbar erscheinen, daß drei Wochen seit der Auffindung des Leichnams verstrichen - drei Wochen, die nicht den geringsten Anhalt zur Ermittlung des Täters geliefert hatten -, ehe auch nur das kleinste Gerücht des Ereignisses zu meinen und Dupins Ohren gelangte. Da wir beide mit Untersuchungen beschäftigt waren, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, waren wir seit fast einem Monat nicht mehr ausgegangen, hatten keinen Besucher empfangen und nur die politischen Leitartikel der Zeitungen und auch diese nur sehr flüchtig gelesen. Die erste Nachricht von dem Mord brachte uns der Präfekt G. persönlich. Er besuchte uns früh am Nachmittage des 13. Juli 18.. und blieb bis spät in die Nacht hinein bei uns. Er schien höchst niedergeschlagen darüber, daß alle seine Bemühungen, den Mörder ausfindig zu machen, resultatlos blieben. Sein Ruf, ja, seine Ehre stehe auf dem Spiel, behauptete er mit dem echten Ton des Parisers. Aller Augen seien auf ihn gerichtet, und er würde jedes Opfer gerne bringen, um das Rätsel endlich zu lösen. Er schloß seine etwas konfuse Rede mit einem Kompliment, das er Dupin über seinen sogenannten Takt zu sagen geruhte, und machte ihm einen direkten und gewiß äußerst einträglichen Vorschlag, dessen Natur ich nicht näher bezeichnen darf und will und auch nicht brauche, da er für den eigentlichen Gegenstand meiner Erzählung von keiner Bedeutung ist.

Das Kompliment lehnte mein Freund so bestimmt wie nur möglich ab, den Vorschlag jedoch nahm er an, obgleich die mit ihm verbundenen Vorteile nur bedingte waren. Als sie sich über diesen Punkt geeinigt hatten, erging sich der Präfekt in weitläufigen Auseinandersetzungen seiner eigenen Ansichten sowie in langen Kommentaren über die Zeugenaussagen, die uns noch vollständig unbekannt waren. Er redete viel und ohne Zweifel sehr gelehrt, bis ich endlich die gelegentliche Bemerkung wagte, daß die Nacht schon vorrücke und schläfrig mache. Dupin saß ruhig in seinem gewohnten Lehnstuhl und schien die Verkörperung achtungsvollster Aufmerksamkeit zu sein. Er trug während des Gespräches eine Brille, und ein gelegentlicher Blick unter ihre grünen Gläser genügte, um mich zu überzeugen, daß er während der sieben oder acht bleiflüssigen Stunden, die dem Abschied des Präfekten vorhergingen, zwar still, doch nichtsdestoweniger fest schlief.

Am folgenden Morgen verschaffte ich mir auf der Polizeipräfektur eine vollständige Zusammenstellung der bisherigen Zeugenaussagen und auf den verschiedenen Zeitungsexpeditionen ein Exemplar jeder Nummer, in der bis jetzt irgendeine wichtige Nachricht über die traurige Angelegenheit gestanden hatte. Sah man von allem ab, was sich als unwahr herausgestellt hatte, so war das seitherige Ergebnis der Ermittlungen auf Folgendes zu beschränken:

Marie Rogêt verließ die Wohnung ihrer Mutter in der Rue Pavée Sainte Andrée am Sonntag, dem 22. Juni 18.. um neun Uhr morgens. Beim Weggehen teilte sie einem Herrn Jacques St. Eustache, und zwar diesem allein, die Absicht mit, den Tag bei ihrer Tante zuzubringen, die in der Rue des Drômes wohnte. Diese Rue des Drômes ist eine kurze, schmale, aber sehr besuchte Straße in der Nähe des Flusses und in gerader Linie etwa zwei Meilen von der Pension der Frau Rogêt entfernt. Saint Eustache war Mariens anerkannter Bewerber und wohnte und speiste in der erwähnten Pension. Er sollte seine Verlobte in der Dämmerung

abholen und wieder nach Hause zurückbegleiten. Im Laufe des Nachmittags jedoch stellte sich ein heftiger Regen ein, und da er annahm, sie würde die Nacht über, wie sie unter ähnlichen Umständen schon öfters getan, bei der Tante bleiben, hielt er es nicht für notwendig, sein Versprechen zu halten. Als der Abend jedoch vorschritt, hörte man Frau Rogêt, eine alte, gebrechliche, siebzehnjährige Dame die Befürchtung aussprechen, sie werde Marie wohl nie wiedersehen. Diese Bemerkung wurde jedoch im Augenblick nicht beachtet.

Am Montag stellte es sich heraus, daß das Mädchen nicht in der Rue des Drômes gewesen war; und als man auch im Laufe des Tages nichts von ihm erfuhr, nahm man noch spät abends in verschiedenen Teilen der Stadt und der Umgegend eine Nachforschung vor. Doch erst am vierten Tage nach seinem Verschwinden wußte man, oder vielmehr: wußten einige, woran sie waren. An diesem Tage - es war also Mittwoch, der 25. Juni - benachrichtigte man einen Herrn Beauvais, der in Gesellschaft eines Freundes bei der Barrière du Roule am Ufer nach Marie gesucht hatte, daß eben einige Fischer einen Leichnam ans Land gezogen hätten, den sie auf dem Flusse schwimmend gefunden hatten. Beauvais erklärte nach einigem Zögern den Leichnam identisch mit der verschwundenen Parfümverkäuferin, sein Freund erkannte ihn sofort.

Das ganze Gesicht war von schwarzem Blute überflutet, das zum Teil aus dem Munde hervorgequollen zu sein schien. Man bemerkte keinen Schaum, wie bei Personen, die einfach ertrunken sind. In dem Zellengewebe ließ sich keine Entfärbung wahrnehmen. An der Kehle zeigten sich Quetschungen und Fingereindrücke. Die Arme waren über der Brust zusammengelegt und steif. Die rechte Hand war zusammengeballt, die linke halb offen. Am linken Handgelenk befanden sich zwei kreisrunde, wunde Stellen, die anscheinend von Stricken oder einem einzigen, mehrfach herumgewundenen Strick verursacht worden waren. Auch ein Teil des rechten Handgelenkes war zerschunden, ebenso der ganze Rücken, besonders aber die Schulterblätter. Die Fischer hatten den Leichnam mittels eines Strickes ans Ufer gebracht, doch rührte keine der Hautabschürfungen davon her. Das Fleisch des Halses war dick aufgeschwollen, Schnitte und die Spuren eines Schlages bemerkte man jedoch nicht. Ein Stück Spitze war fest um den Hals gebunden, ganz im Fleisch begraben und mit einem Knoten gerade unter dem linken Ohr zusammengeschlungen. Dies allein würde genügt haben, den Tod herbeizuführen.

Das Zeugnis der Ärzte betonte den tugendhaften Charakter der Verstorbenen und erklärte, daß sie roher Gewalt unterlegen sei. Der Leichnam war, als man ihn fand, in einem Zustand, daß ihn alle näheren Bekannten ohne Schwierigkeit erkennen mußten.

Die Kleider waren vielfach zerrissen und auch sonst in großer Unordnung. Aus dem obersten Gewand war ein Streifen von ungefähr einem Fuß Breite, von dem Saume nach oben hin, heraus-, jedoch nicht abgerissen worden. Dieser Streifen war dreimal um die Taille gewunden und auf dem Rücken durch eine Art Schlinge befestigt worden. Der unmittelbar unter dem Kleid liegende Rock bestand aus feinem Musselin, und aus diesem hatte man einen ungefähr achtzehn Zoll breiten Streifen vollständig, und zwar sehr gleichmäßig und sorgfältig herausgerissen. Man fand ihn lose um den Hals der Toten gewunden und in einem festen Knoten zusammengebunden. Über dem Spitzen- und dem Musselinstreifen waren noch die Hutbänder, an denen ihr Hut hing, gebunden, und zwar nicht mittels eines Damenknotens, sondern eines sogenannten verlorenen oder Schifferknotens.

Als der Leichnam erkannt war, wurde er nicht, wie gewöhnlich, nach der Morgue transportiert, sondern, da diese Förmlichkeit für überflüssig erachtet wurde, nicht weit von

der Stelle, an der man ihn ans Land gebracht hatte, eilig eingescharrt. Beauvais ließ es sich angelegen sein, die Sache soviel wie möglich zu vertuschen, und mehrere Tage vergingen, ehe etwas Weiteres an die Öffentlichkeit drang. Da nahm eine Wochenschrift die Sache von neuem auf, der Leichnam wurde ausgegraben und eine neue Obduktion angeordnet, die jedoch außer dem bekannten kein weiteres Ergebnis hatte. Doch wurden die Kleider der Verstorbenen der Mutter und Bekannten vorgezeigt und von ihnen mit Gewißheit als die erkannt, welche die Unglückliche bei ihrem Weggehen von daheim getragen hatte.

Unterdessen wuchs die Aufregung von Stunde zu Stunde. Mehrere Personen wurden verhaftet, aber wieder freigelassen. Ganz besonders verdächtig erschien Saint Eustache, da er sich anfänglich nicht genügend über seinen Aufenthalt an dem Sonntag, an dem Marie das mütterliche Haus verlassen hatte, auszuweisen vermochte. Später jedoch brachte er Beweise bei, die über jede Stunde des fraglichen Tages vollständige Rechenschaft ablegten.

Da die Zeit verging, ohne daß man eine Spur von den Verbrechern entdeckte, entstanden eine Menge Gerüchte, und die Presse trug das ihrige dazu bei, dieselben zu verbreiten. Die meiste Aufmerksamkeit erregte die Vermutung, daß Marie immer noch lebe - daß der in der Seine gefundene Leichnam der Körper einer anderen Unglücklichen sei. Ich halte es für angezeigt, dem Leser einige Stellen zu unterbreiten, welche die eben angeführte Vermutung zum Ausdruck bringen. Diese Stellen sind wörtliche Übersetzungen aus der ›Etoile‹, einem im übrigen geschickt redigierten Blatte.

Es hieß da: ›Fräulein Rogêt verließ die Wohnung ihrer Mutter am Morgen des 22. Juni. Es war ein Sonntag. Sie gab an, eine Tante oder sonst eine Verwandte in der Rue des Drômes besuchen zu wollen. Von dieser Stunde an ist sie nachweislich von niemandem mehr gesehen worden. Man hat weder eine Spur noch die geringste Nachricht von ihr... Bis jetzt hat noch niemand ausgesagt, daß er sie an diesem Tage, nachdem sie das Haus der Mutter verließ, überhaupt gesehen habe. Obgleich wir nun keinen Beweis haben, daß Marie Rogêt sich nach neun Uhr an dem betreffenden Sonntag noch unter den Lebenden befand, haben wir doch Beweise, daß sie *bis* zu dieser Stunde noch lebte. Am Mittwoch um zwölf Uhr mittags wurde ein weiblicher Leichnam unweit des Ufers der Barrière du Roule im Wasser schwimmend gefunden. Es waren also, selbst wenn wir annehmen, daß Marie in den ersten drei Stunden nach dem Verlassen der mütterlichen Wohnung ins Wasser geworfen wurde, nur drei Tage, auf die Stunde drei Tage, verflossen. Doch wäre es töricht, anzunehmen, daß der Mord, wenn überhaupt ein Mord vorliegt, so früh hätte verübt werden können, daß es den Mördern möglich gewesen wäre, den Leichnam noch vor Mitternacht in den Fluß zu werfen. Menschen, die sich solch abscheulicher Verbrechen schuldig machen, handeln meistens unter dem Schutz der Dunkelheit... War also der im Wasser gefundene Leichnam wirklich der Marie Rogêts, so konnte er nur zwei und einen halben Tag im Wasser oder drei Tage außerhalb desselben gelegen haben. Nun lehrt uns aber alle Erfahrung, daß Ertrunkene oder Körper, die nach erfolgtem gewaltsamen Tode sofort ins Wasser geworfen wurden, sechs bis zehn Tage brauchen, ehe die Verwesung so weit vorgeschritten ist, daß sie wieder an die Oberfläche kommen. Selbst wenn eine Kanone über einen Leichnam hinweg abgefeuert wird und derselbe in die Höhe kommt, *ehe* er fünf bis sechs Tage im Wasser gelegen hat, sinkt er wieder, sobald er sich selbst überlassen wird. Nun müssen wir uns fragen, was denn im vorliegenden Falle für ein Grund vorhanden gewesen sein könnte, eine Abweichung von dem gewöhnlichen Lauf der Natur zu rechtfertigen? Wäre der Leichnam in seinem verstümmelten Zustande bis Dienstag nacht am Ufer versteckt gehalten worden, so hätte man dort sicherlich eine Spur von den Mördern finden müssen. Außerdem ist es

zweifelhaft, daß der Körper so bald wieder an die Oberfläche gekommen wäre, selbst wenn er erst zwei Tage nach seinem Tode in den Fluß geworfen wurde. Und endlich ist es höchst unwahrscheinlich, daß die Verbrecher, die einen so schauerhaften Mord verübten, den Leichnam nicht durch ein Gewicht zum Sinken gebracht hätten, da doch dieser wichtigen Vorsichtsmaßregel nichts im Wege stand.<

Nun suchte der Redakteur des Blattes weiter zu beweisen, daß der Körper nicht bloß drei Tage, sondern wenigstens fünfmal drei Tage im Wasser gelegen haben müsse, da er schon so weit in Verwesung übergegangen gewesen sei, daß Beauvais ihn nur mit Schwierigkeit erkannt habe. Die letzte Behauptung wurde jedoch als durchaus unrichtig erwiesen. Ich fahre mit den Worten der ›Etoile‹ fort:

›Welches sind also die Tatsachen, auf die Herr Beauvais seine Behauptung stützt, der Leichnam sei unzweifelhaft der der Marie Rogêt gewesen? Er hat ihren Kleiderärmel aufgeschnitten und will Zeichen gefunden haben, die Beweise genug waren. Das Publikum nahm allgemein an, daß er mit diesen Zeichen irgendwelche Narben oder Male gemeint habe. Er rieb den Arm und fand Haare auf ihm - also etwas, was so wenig von Bedeutung war und die Identität so wenig bewies wie etwa die Tatsache, daß man einen Arm in dem Ärmel fand. Herr Beauvais ging in jener Nacht nicht nach Hause, sondern ließ Frau Rogêt noch Mittwoch abend sagen, daß die Untersuchung betreffs ihrer Tochter immer noch fort dauere. Selbst, wenn wir zugeben, daß Frau Rogêt durch ihr hohes Alter und ihren Schmerz verhindert wurde, sich an den Ort der Untersuchung zu begeben, so würde doch wohl irgendein anderer Angehöriger es der Mühe wert gehalten haben, der Untersuchung beizuwohnen, wenn man den gefundenen Körper wirklich für den Leichnam von Marie gehalten hätte. Es kam aber niemand. Herr Saint Eustache, Mariens Bräutigam und zukünftiger Gatte, der im Hause ihrer Mutter lebte, behauptete, daß er von der Auffindung des Leichnams seiner Braut erst am folgenden Morgen Nachricht erhalten habe, und zwar durch Herrn Beauvais, der auf sein Zimmer gekommen sei und ihm davon berichtet habe. Es ist aber im höchsten Grade erstaunlich, daß eine Nachricht von solcher Wichtigkeit so kühl aufgenommen wurde.<

Die Zeitung suchte also in dieser Weise die Nachricht zu verbreiten, als hätten die Angehörigen von Marie die Entdeckung des Leichnams mit einer Gleichgültigkeit aufgenommen, die ihren Grund nur darin haben konnte, daß sie nicht an die Identität desselben mit ihrer Tochter glaubten. Die Insinuationen des Blattes laufen darauf hinaus, daß Marie die Stadt mit Zustimmung ihrer Freunde verlassen habe, und zwar aus Gründen, die gegen ihre Ehrenhaftigkeit sprächen, und daß diese Freunde, als man auf der Seine einen Leichnam gefunden hatte, der der Vermißten ähnelte, die Gelegenheit ergriffen hätten, das Publikum glauben zu machen, sie sei tot.

Aber die ›Etoile‹ war diesmal vorschnell gewesen. Es wurde klar bewiesen, daß von einer Gleichgültigkeit seitens der Verwandten nicht die Rede sein konnte. Die alte Dame war so außerordentlich schwach und erregt, daß sie nicht der geringsten Pflicht nachkommen konnte, und Saint Eustache, weit entfernt, die Nachricht kühl aufzunehmen, geriet ganz außer sich vor Schmerz und gebärdete sich so wahnsinnig, daß Herr Beauvais einen Freund und Verwandten beauftragte, sich seiner anzunehmen und zu verhüten, daß er der Untersuchung beiwohne, die der Wiederausgrabung der Leiche folgen sollte. Obgleich die ›Etoile‹ ferner behauptete, daß der Leichnam auf Stadtkosten begraben worden sei und die Familie einen Vorschlag der Verwaltung, die Unglückliche privatim zu beerdigen, zurückgewiesen und niemand von den Angehörigen der Zeremonie beigewohnt habe -

obgleich die ›Etoile‹ dies alles in der Absicht, ihrer Meinung von der Sache Verbreitung zu verschaffen, behauptete -, wurde sie doch genügend widerlegt. In einer folgenden Nummer des Blattes wurden Versuche gemacht, Beauvais selbst zu verdächtigen. Der Redakteur meinte:

›So gewinnt denn nun die Sache ein ganz anderes Aussehen. Man hat uns mitgeteilt, daß Herr Beauvais einmal, als er ausgehen wollte, zu einer Frau B., die zufällig in Frau Rogêts Hause anwesend war, gesagt habe, man erwarte einen Gendarmen, und sie - Frau B. - möge sich mit demselben in keine Unterredung einlassen, sondern alles ihm überlassen. Wie nun die Sachen jetzt liegen, scheint Herr Beauvais doch wohl die beste Auskunft über die ganze Angelegenheit geben zu können. Man kann ohne Herrn Beauvais keinen Schritt mehr weiter machen, denn welchen Weg man auch nehmen mag, man rennt immer wieder gegen ihn an... Er muß doch wohl seine Gründe haben, zu bestimmen, daß niemand in der Sache aussagen solle. Auch hat er die männlichen Verwandten der Unglücklichen, wie diese selbst sagen, in recht sonderbarer Weise mundtot zu machen versucht. Er scheint auch sehr dagegen gewesen zu sein, daß den Verwandten erlaubt wurde, den Leichnam zu sehen.‹

Dieser Verdacht gegen Beauvais wurde noch durch folgende Tatsache verstärkt. Ein paar Tage vor dem Verschwinden des Mädchens hatte ein Besucher, der Beauvais in seinem Bureau zu sprechen gewünscht, ihn jedoch nicht angetroffen hatte, in dem Schlüsselloch der Bureautür eine Rose stecken sehen und den Namen ›Marie‹ auf einer Schiefertafel gesehen, die neben der Tür hing.

Nach den Zeitungen zu urteilen, sprach sich die öffentliche Meinung dahin aus, daß Marie das Opfer einer *Rotte* von Bösewichtern geworden, und daß sie von ihnen über den Fluß geschleppt, mißhandelt und ermordet worden sei. Der ›Commercial‹ jedoch, ein Blatt von weittragendem Einfluß, bekämpfte diese allgemeine Annahme lebhaft. Ich zitiere ein paar Stellen aus seinen Spalten:

›Wir sind überzeugt, daß die Polizei bis jetzt bei ihren Nachforschungen auf ganz falscher Fährte gewesen ist, wenigstens soweit sich dieselben auf die Barrière du Roule erstrecken. Es ist unmöglich, daß eine so wohlbekannte Person wie Marie drei Stadtviertel hat durchschreiten können, ohne von einem einzigen Menschen erkannt zu werden; wäre sie von jemandem gesehen worden, so würde sich die betreffende Person sicher daran erinnern, denn sie interessierte alle, die sie kannten. Fernerhin ging sie zu einer Zeit aus, in der die Straßen am belebtesten sind. Es ist undenkbar, daß sie bis zur Barrière du Roule oder bis zur Rue des Drômes gegangen ist, ohne wenigstens von einem Dutzend Personen erkannt worden zu sein. Und doch ist keine Aussage gemacht worden, derzufolge sie an jenem Morgen außerhalb des Hauses ihrer Mutter gesehen wurde, man hat ja nicht einmal einen Beweis, daß sie überhaupt ausgegangen ist, wenn wir von der Aussage absehen, nach der sie selbst diese Absicht ausgesprochen haben soll. Aus ihrem Kleid war ein Streifen herausgerissen, um den Leib geschlungen und verknotet, so daß man den Leichnam wie einen Packen tragen konnte. Wenn der Mord an der Barrière du Roule stattgefunden hätte, wären doch dergleichen Maßnahmen nicht nötig gewesen. Die Tatsache, daß man den Leichnam in der Nähe der Barrière im Wasser schwimmend gefunden hat, ist kein Beweis, daß er auch dort ins Wasser geworfen wurde... Ein zwei Fuß langer und ein Fuß breiter Streifen war aus einem der Unterröcke des unglücklichen Mädchens herausgerissen, und diesen hatten die Täter ihm fest um den Hals gebunden und hinten am Kopf zusammengeknotet, wahrscheinlich um sie am Schreien zu hindern. Dies konnten nur Burschen getan haben, die

kein Taschentuch besaßen. <

Doch ein oder zwei Tage, ehe der Präfekt uns besuchte, erhielt die Polizei eine wichtige Information, die mindestens in der Hauptsache die Beweisführung des ›Commercial‹ umzustoßen schien. Zwei kleine Knaben, die Söhne einer Frau Deluc, waren, als sie in einem Wäldchen in der Nähe der Barrière du Roule herumstreiften, zufällig in ein kleines Dickicht geraten, in welchem sie drei oder vier große Steine fanden, die eine Art Sitz mit Lehne und Fußschemel bildeten. Auf dem oberen Stein lag ein weißer Unterrock, auf dem zweiten ein seidenes Schultertuch. Außerdem fanden die Knaben noch Handschuhe, einen Sonnenschirm und ein Taschentuch, in welches der Name ›Marie Rogêt‹ eingestickt war. An den Brombeerbüschen, die das Plätzchen reichlich umgaben, entdeckten sie verschiedene Fetzen von einem Kleid. Der Boden war zusammengetreten, die Sträucher vielfach geknickt und alle Spuren eines stattgefundenen Kampfes vorhanden. Einige Zäune zwischen diesem Dickicht und dem Fluß waren durchbrochen, und das Aussehen des Bodens ließ mit Sicherheit darauf schließen, daß man eine schwere Last über ihn hingeschleift habe. Eine Wochenzeitung, ›Le Soleil‹, brachte über diese Entdeckung folgende Bemerkungen, welche die Stimmung der gesamten Pariser Presse wiedergaben:

›Die gefundenen Gegenstände lagen offenbar schon wenigstens drei oder vier Wochen an der Fundstelle, denn sie waren vom Regen ganz verschimmelt, klebten vielfach zusammen und waren vollständig verdorben. Über einige der Gegenstände war schon Gras gewachsen. Die Seide des Sonnenschirmes war stark, doch war der obere Teil, der am dichtesten zusammengefaltet war, durch und durch verschimmelt und verfault, so daß er, als man den Schirm öffnete, zerriß. - - Die Stücke Zeug, welche die Sträucher aus ihrem Kleide gerissen hatten, waren ungefähr drei Zoll breit und sechs Zoll lang. Eines der Stücke hatte den Saum des Rockes gebildet und war ausgebessert gewesen, ein anderes war mitten aus der Bahn des Rockes gerissen, sie sahen aus wie mit Gewalt losgerissene Streifen und hingen an Dornbüschen, etwa nur einen Fuß vorn Boden entfernt. ---- Es steht also außer allem Zweifel, daß der Schauplatz dieses schauderhaften Verbrechens entdeckt ist.<

Diese Entdeckung führte zu neuen Zeugenaussagen. Frau Deluc bekundet, daß sie in der Nähe des Flusses, der Barrière du Roule gerade gegenüber, ein Gasthaus halte. Die Umgegend ist einsam, ganz außerordentlich einsam. Des Sonntags geben sich dort alle Taugenichtse aus der Stadt ein Stelldichein. Sie setzen in Kähnen über den Fluß. An dem fraglichen Sonntag erschien um drei Uhr nachmittags ein junges Mädchen in Begleitung eines jungen Mannes von dunklem Teint in dem Gasthaus. Sie verweilten dort eine Zeitlang und schlugen dann den Weg in ein nahes dichtes Gehölz ein. Der Frau Deluc war das Kleid des jungen Mädchens aufgefallen, weil es Ähnlichkeit mit einem Gewand besaß, welches eine verstorbene Verwandte von ihr getragen hatte. Das Schultertuch zog ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich. Bald nach dem Weggehen des Paares erschien eine Rotte Bösewichter, die sich unter Schreien und Lärmen Essen und Trinken wohlschmecken ließen, das Zahlen jedoch vergaßen und denselben Weg einschlugen, den der junge Mann mit dem Mädchen genommen hatte. Zur Zeit der Dämmerung erschienen sie wieder im Gasthaus, setzten dann über den Fluß und erweckten den Anschein, als seien sie in großer Eile.

An demselben Abend, bald nachdem es dunkel geworden war, vernahmen Frau Deluc sowie ihr ältester Sohn das Geschrei einer weiblichen Stimme, ganz in der Nähe ihres Wirtshauses. Es war laut, doch nicht anhaltend. Außerdem erkannte Frau Deluc nicht nur das Schultertuch

wieder, sondern auch das Gewand, mit dem der gefundene Körper bekleidet war.

Ein Omnibuskutscher, Valence mit Namen, sagte nun ebenfalls aus, daß Marie Rogêt an dem betreffenden Sonntag mit einem jungen Manne von dunklem Teint in einer Fähre über die Seine gefahren sei. Er habe Marie sehr gut gekannt und könne sich über ihre Person nicht getäuscht haben. Die in dem Dickicht gefundenen Gegenstände wurden von den Angehörigen der Unglücklichen sofort als von ihr stammend erklärt.

Die ganze Menge der Aussagen und Ergebnisse, die ich mir auf Dupins Anraten aus den Zeitungen sammelte, enthielt außer dem Angeführten nur noch einen weiteren Punkt, der mir jedoch von äußerster Tragweite zu sein schien. Kurz nach der Entdeckung der eben erwähnten Kleidungsstücke fand man in der Nähe des Ortes, den man jetzt allgemein für den Schauplatz des Verbrechens hielt, den entseelten oder fast entseelten Körper Saint Eustaches, des Verlobten von Marie. Neben ihm lag ein leeres Fläschchen mit der Aufschrift ›Laudanum‹. Sein Atem bewies, daß er das Gift genommen hatte. Er starb, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Man entdeckte einen Brief bei ihm, in welchem er kurz seiner Liebe zu Marie und der Absicht, sich das Leben zu nehmen, Ausdruck gab.

»Ich brauche Ihnen wohl kaum zu bemerken«, sagte Dupin zu mir, nachdem er mein gesammeltes Material durchgelesen hatte, »daß dies eine weit verwickeltere Sache ist als der Fall in der Rue Morgue; sie unterscheidet sich von diesem in einem wesentlichen Punkte. Dies neue Verbrechen ist trotz seiner Scheußlichkeit doch immerhin ein gewöhnliches. Es hat nichts von dem Übermäßigen, gewaltsam Grotesken an sich, das damals die Köpfe so sehr verwirrte. Sie haben wohl schon bemerkt, daß man eben deshalb die Aufklärung des Geheimnisses für leicht gehalten hat, obwohl gerade dieser Umstand die Lösung des Rätsels erschwert.

Man hielt es anfänglich für unnötig, eine Belohnung auszusetzen. Die Beamten des Präfekten begriffen auf der Stelle, wie und warum ein solch gräßliches Verbrechen begangen werden konnte. Sie konnten sich eine Art, mehrere Arten der Ausführung, einen Beweggrund, mehrere Beweggründe denken, und da es *nicht unmöglich* war, daß einer dieser Beweggründe, eine dieser Arten *tatsächlich* vorlag, hielten sie es bald für eine ausgemachte Sache, daß einer derselben vorliegen *müsse*.

Die Leichtigkeit, mit der man verschiedene Vermutungen aufstellen konnte, und vor allem die Wahrscheinlichkeit, welche jede von ihnen mit Recht für sich in Anspruch nehmen durfte, hätte man eher als erschwerendes denn als erleichterndes Moment betrachten sollen. Ich habe schon bemerkt, daß die Vernunft bei ihrem Streben nach Wahrheit sich dadurch ihren Weg zu bahnen versucht, daß sie sich die Dinge, die über das Niveau des Gewohnten hinausgehen, zu Merksteinen nimmt, und daß man sich in Fällen wie der vorliegende nicht fragen sollte: ›Was ist geschehen?‹, sondern: ›Was ist geschehen, das vorher noch nie vorgekommen ist?‹

Bei den Nachforschungen im Hause der Frau L'Esplanaye waren die Leute des Polizeipräfekten gerade durch die ungewöhnlichen Umstände, welche die Tat begleiteten, entmutigt und verwirrt, während sie einem guten Denker als Vorzeichen baldigen Erfolges erscheinen mußten. Derselbe Denker aber wäre über den gewöhnlichen Charakter aller Einzelheiten in der Angelegenheit der Parfümverkäuferin in Verzweiflung geraten - die Beamten des Präfekten nahmen diese Tatsache für eine Bürgschaft leichten Sieges auf.

In dem Fall der Frau L'Esplanade und ihrer Tochter hegten wir vom Beginn unserer Nachforschungen an keinen Zweifel mehr, daß es sich wirklich um einen Mord handele. Es war von vornherein ausgeschlossen, daß Selbstmord vorlag. Auch in diesem Falle brauchen wir nicht mit der Möglichkeit eines Selbstmordes zu rechnen. Der Leichnam wurde unter Umständen aufgefunden, die über diesen wesentlichen Punkt keine Zweifel entstehen lassen.

Man hat jedoch die Vermutung zu verbreiten gesucht, der aufgefundene Körper sei nicht der Leichnam der Marie Rogêt, deren Mörder man sucht, auf deren Entdeckung man die Belohnung aussetzte und wegen der allein wir mit dem Präfekten ein Abkommen getroffen haben. Wir beide kennen diesen Herrn sehr gut und wissen, daß ihm gegenüber allzugroßes Vertrauen nicht angebracht ist. Beginnen wir unsere Nachforschungen mit dem gefundenen Körper, finden die Spur des Mörders, entdecken jedoch, daß der Leichnam nicht der von Marie, sondern der irgendeiner anderen Person ist, so ist, nach dem Charakter des Präfekten zu schließen, unsere Mühe ebenso vergeblich, als wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, Marie lebe noch, und sie auch wirklich noch am Leben auffinden. Wir müssen uns also in unserem eigenen Interesse wie um der Gerechtigkeit willen bemühen, die Identität des Leichnams mit der vermißten Marie Rogêt nachzuweisen.

Die Vermutungen der ›Etoile‹ haben im Publikum Glauben gefunden, und das Blatt selbst ist von deren Richtigkeit auch vollständig überzeugt, wie aus dem Anfang eines Artikels über diesen Gegenstand hervorgeht:

›Mehrere der heute erschienenen Morgenzeitungen‹, sagt das Blatt, ›sprechen von dem *überzeugenden* Artikel, der in der Montagsnummer der ›Etoile‹ erschienen ist.‹

Mich jedoch hat der Artikel von nichts anderem als von dem Eifer seines Verfassers zu überzeugen vermocht. Wir dürfen nie vergessen, daß unseren Zeitungen im allgemeinen mehr daran liegt, Sensation zu machen, Aufsehen zu erregen, als die Sache der Wahrheit zu fördern. Dies letztere tun sie nur, wenn es sich mit dem ersteren, ihrem Hauptzweck, vereinigen läßt. Die Presse, welche die allgemeine Meinung, so berechtigt diese auch immer sein mag, teilt, ist bei der Menge niemals beliebt, denn sie hält nur den für einen tiefen Denker, welcher ihr mit möglichst beißendem Widerspruch begegnet. In der Logik nicht weniger als in der Literatur findet gerade das Epigramm die schnellste und allgemeinste Anerkennung. Und doch ist es in beiden Fällen - was Verdienstlichkeit angeht - eine niedrigere Art der Ausdrucksweise.

Was ich hiermit sagen will, ist also kurz: daß eine Mischung von Epigramm und Melodrama in der Idee, Marie Rogêt könne noch leben, nicht aber die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme die ›Etoile‹ bewogen hat, dieser Vermutung, die ihr die Gunst des Publikums gewann, Raum zu geben. Prüfen wir also die hauptsächlichsten Punkte der Beweisführung dieses Blattes und hüten wir uns dabei vor dem Mangel an Zusammenhang, der den Ausführungen des genannten Blattes von Anfang an anhaftet.

Der Verfasser sucht uns zuerst durch die Kürze der Zeit zwischen dem Verschwinden von Marie und der Entdeckung des schwimmenden Leichnams zu beweisen, daß dieser Leichnam nicht der Mariens sein könne. Es liegt in seinem Interesse, diese Zwischenzeit als möglichst kurz dahinzustellen, und um dieses zu erreichen, stellt er ganz willkürlich allerlei bloße Vermutungen auf. ›Es wäre töricht, anzunehmen‹, sagt er, ›daß der Mord, wenn überhaupt ein Mord vorliegt, so früh hätte verübt werden können, daß es den Mördern möglich gewesen wäre, den Leichnam vor Mitternacht in das Wasser zu werfen.‹

Hier drängt sich uns sofort und ganz natürlich die Frage auf: Warum? Warum soll es eine Torheit sein, anzunehmen, daß der *Mord schon in den ersten fünf Minuten*, nachdem Marie ihr elterliches Haus verlassen hatte, verübt wurde? Warum soll es eine Torheit sein, anzunehmen, daß der Mord in einer beliebigen Straße ausgeführt wurde? Zu allen Stunden und Tageszeiten sind schon Morde vorgekommen.

Wäre der Mord in irgendeinem Augenblick zwischen neun Uhr morgens und ein Viertel vor zwölf Uhr nachts verübt worden, so hätte der Mörder noch immer Zeit gehabt, den Leichnam noch vor Mitternacht in den Fluß zu werfen.

Die ganze Vermutung will also nur besagen, daß der Mord nicht am Sonntag vollführt wurde; und lassen wir die ›Etoile‹ bei dieser Annahme, ja nun, so erlauben wir ihr eben, alles anzunehmen, was ihr nur immer einfällt.

Man kann leicht erraten, daß die Stelle, welche mit den Worten beginnt: ›Es wäre töricht ... ‹, im Kopfe ihres Verfassers wohl folgendermaßen gestanden hat: ›Es wäre töricht, anzunehmen, daß der Mord, wenn überhaupt ein Mord vorliegt, so früh hätte verübt werden können, daß es den Mördern möglich gewesen wäre, den Leichnam noch vor Mitternacht in den Fluß zu werfen; es ist töricht, sagen wir, alles dieses anzunehmen, und dazu noch (wie wir allerdings fest entschlossen sind), daß der Leichnam erst nach Mitternacht ins Wasser geworfen‹ - ein Satz, der, an sich noch inkonsequent genug, nicht so *vollständig* widersinnig ist, wie der gedruckte!«

Dupin fuhr fort: »Hätte ich nur die Absicht, diese Stelle in der Beweisführung der ›Etoile‹ zu widerlegen, so könnte ich mich ruhig mit dem eben Gesagten beschränken. Wir haben es hier jedoch nicht mit der ›Etoile‹, sondern mit der Wahrheit zu tun. Die angeführte Stelle hat nur *einen* Sinn, und diesen Sinn habe ich ehrlich wiedergegeben. Es ist jedoch nötig, daß wir noch hinter die Worte dringen, um den Gedanken zu erfassen, den dieselben offenbar aufdrängen wollen, ohne ihn selbst wirklich auszudrücken. Der Berichtstatter wollte sagen, es sei unwahrscheinlich, daß der Mörder, zu welcher Tages- oder Nachtzeit des fraglichen Sonntags er auch den Mord vollbrachte, den Leichnam noch vor Mitternacht an das Ufer geschleppt habe. Und hierin liegt die fälschliche Vermutung, die ich nicht zu billigen vermag. Man stellt es als bewiesen hin, daß der Mord an einem Ort und unter Umständen verübt wurde, die es nötig machten, den Leichnam an das Flußufer zu schleppen. Und doch konnte der Mord sehr wohl am Ufer oder auf dem Fluß selbst vollführt worden sein, so daß man den Leichnam zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht ins Wasser zu werfen vermochte. Dies war ja das schnellste und nächstliegende Mittel, sich seiner zu entledigen.

Sie werden einsehen, daß ich nichts als wahrscheinlich, nichts als mit meiner eigenen Ansicht übereinstimmend hinstelle. Bis jetzt habe ich auf die wirklichen Tatsachen in dieser Angelegenheit noch gar nicht eingehen wollen. Ich wollte Sie nur darauf hinweisen, von welchem einseitigen Standpunkte aus die ›Etoile‹ von Anfang an ihre Behauptungen gewagt hat. Nachdem das Blatt die nach seiner vorgefaßten Meinung allein zulässigen Vermutungen scharf umgrenzt und die Annahme ausgedrückt hat, daß der Leichnam, wenn er wirklich der von Marie war, nur sehr kurze Zeit im Wasser gelegen haben könne, fährt es fort:

›Die Erfahrung lehrt uns, daß Ertrunkene oder Körper, die nach erfolgtem gewaltsamen Tode sofort ins Wasser geworfen wurden, sechs bis zehn Tage brauchen, ehe die Verwesung so weit vorgeschritten ist, daß sie wieder an die Oberfläche kommen. Selbst wenn eine Kanone über einen Leichnam hinweg abgefeuert wird, der fünf bis sechs Tage im Wasser gelegen

hat, und dieser in die Höhe kommt, sinkt er wieder, sobald er sich selbst überlassen wird.<

Diese Behauptungen haben sämtliche Pariser Blätter, mit alleiniger Ausnahme des ›Moniteur‹, stillschweigend über sich ergehen lassen. Und der ›Moniteur‹ wendet sich auch bloß gegen die Stelle, welche sich auf ›Körper, die durch Ertrinken den Tod gefunden‹, bezieht, und führt fünf bis sechs Fälle an, in denen Körper ertrunkener Personen, die nachweislich *weniger* als sechs Tage im Wasser lagen, schwimmend aufgefunden wurden.

Allein, es liegt etwas äußerst Unphilosophisches in dem Versuche des ›Moniteur‹, die allgemeine Behauptung der ›Etoile‹ durch Anführung einiger Fälle umstoßen zu wollen, die gegen diese Behauptung sprechen. Selbst wenn es dem ›Moniteur‹ gelungen wäre, statt der fünf fünfzig Fälle anzuführen, in denen schon nach zwei bis drei Tagen die Leichen Ertrunkener wieder an der Oberfläche schwimmend gefunden worden sind, so hätten auch diese fünfzig Beispiele immer noch als Ausnahme von der Regel der ›Etoile‹ angesehen werden können, bis die Regel einmal selbst umgestoßen werden würde. Läßt man jedoch die Regel bestehen, wie es der ›Moniteur‹ tut, indem er ihre *Ausnahmen* anführt, so bleibt auch der Beweis der ›Etoile‹ in voller Kraft bestehen, denn er besagt im Grunde nicht mehr, als daß es nicht *wahrscheinlich* ist, daß sich ein Leichnam in weniger als drei Tagen wieder an die Oberfläche des Wassers erhebt. Und diese Unwahrscheinlichkeit wird die Annahmen der ›Etoile‹ so lange bekräftigen, bis die so kindisch angeführten Beispiele an Zahl so zunehmen, daß sie eine entgegengesetzte Regel begründen.

Sie sehen also, daß wir vor allen Dingen Beweise gegen die Regel selbst beibringen müssen, wenn wir sie mit Erfolg anfechten wollen. Zu diesem Zwecke wollen wir die Gesetze, auf denen die Regel basiert, prüfen.

Der menschliche Körper ist im allgemeinen weder viel leichter noch viel schwerer als das Wasser der Seine: das heißt, die spezifische Schwere des menschlichen Körpers in seinem natürlichen Zustande kommt so ziemlich der Schwere der Menge von Süßwasser gleich, die er verdrängt. Die Körper dicker, fleischiger, kleinknochiger Personen und der Frauen überhaupt sind leichter als die von mageren, grobknochigen Personen und von Männern überhaupt; auch wird die spezifische Schwere des Wassers eines Flusses durch die Ebbe und Flut des Meeres, die eventuell auf ihn wirken, beeinflusst. Aber wenn wir auch ganz von Ebbe und Flut absehen, so können wir doch behaupten, daß auch in süßem Wasser nur sehr wenige Körper von selbst sinken. Fast jeder, der in einen Fluß fällt, wird schwimmen können, wenn er nur die spezifische Schwere des Wassers mit seiner eigenen völlig ins Gleichgewicht bringt, das heißt, wenn er seinen ganzen Körper soviel wie möglich unter Wasser hält. Die beste Haltung für jemanden, der nicht schwimmen kann, ist die gerade Stellung eines Gehenden. Den Kopf muß er nach hinten überlegen und so tief unter Wasser halten, daß bloß Mund und Nasenlöcher über der Oberfläche bleiben. In einer solchen Lage wird jeder ohne Schwierigkeit und ohne Übung schwimmen können. Es liegt jedoch auf der Hand, daß sich die Schwere des Körpers und die der verdrängten Wassermenge gerade aufwiegen und daß die geringste Kleinigkeit der einen oder der anderen das Übergewicht verschaffen kann. So verursacht z. B. ein Arm, der aus dem Wasser herausgestreckt und seiner Stütze beraubt wird, ein Überwiegen des Körpers, das hinreicht, den ganzen Kopf zum Sinken zu bringen, während die zufällige Hilfe eines Holzstückchens es ermöglicht, den Kopf so hoch zu halten, daß man umherzuschauen vermag.

Man kann jedoch immer beobachten, daß ein des Schwimmens Unkundiger im Wasser das Bestreben hat, die Arme in die Höhe zu strecken und den Kopf in der gewohnten aufrechten

Lage zu halten. Die Folge ist, daß Mund und Nasenlöcher unter das Wasser geraten und beim Atmen Wasser in die Lunge des Untersinkenden gerät. Auch der Magen füllt sich mit Wasser und der ganze Körper wird um den Unterschied zwischen dem Gewicht der aufgenommenen Flüssigkeit und dem der die Höhlungen ursprünglich ausfüllenden Luft schwerer. In der Regel ist dieser Unterschied groß genug, um den Körper zum Sinken zu bringen; es genügt jedoch nicht bei Personen, die kleine Knochen oder ungewöhnlich fettes oder schlaffes Fleisch haben. Diese schwimmen selbst darin noch, wenn sie ertrunken sind.

Stellen wir uns jedoch vor, der Leichnam liege auf dem Boden des Flusses. Hier wird er so lange liegenbleiben, bis seine spezifische Schwere durch irgendeinen Umstand wieder geringer wird als die der Wassermenge, die er verdrängt. Dies geschieht in der Regel durch die Verwesung. Das Resultat der Verwesung ist eine Gaserzeugung, die das Zellgewebe ausdehnt und dem Leichnam das bekannte aufgedunsene Aussehen verleiht. Ist diese Ausdehnung so weit vorgeschritten, daß der Körper an Umfang wesentlich zugenommen hat, ohne jedoch seine Masse und sein Gewicht vergrößert zu haben, so wird seine spezifische Schwere geringer als die des verdrängten Wassers, und er hebt sich wieder an die Oberfläche.

Die Art der Verwesung aber wird durch unzählige Umstände bestimmt, wird durch unzählige Einflüsse beschleunigt oder verspätet; z. B. durch die Hitze oder Kälte der Jahreszeit, durch die Reinheit des Wassers oder durch etwaige mineralische Bestandteile, die es enthält, durch seine Tiefe oder Seichtheit, durch seinen raschen Lauf oder sein Stagnieren, durch die Beschaffenheit des Körpers, durch den Umstand, ob er bei seinem Tode gesund oder mit einer Krankheit behaftet gewesen war. Es ist also klar, daß man die Zeit nicht genau bestimmen kann, die ein Leichnam braucht, um infolge eingetretener Verwesung an die Oberfläche zu kommen.

Unter gewissen Umständen könnte dies schon nach einer Stunde der Fall sein, unter anderen überhaupt nie. Es gibt chemische Mischungen, welche den menschlichen Körper *auf immer* vor der Verwesung schützen; ich will hier nur das Quecksilberchlorid anführen. Aber abgesehen von der Verwesung kann sich - und dies ist sehr oft der Fall - im Magen infolge der sauren Gärung vegetabilischer Stoffe in genügender Menge Gas erzeugen, um eine derartige Ausdehnung des Körpers herbeizuführen, daß er an die Oberfläche kommt.

Die durch die Abfeuerung einer Kanone hervorgebrachte Wirkung ist eine einfache schwingende Bewegung. Sie kann den Körper aus dem leichten Schlamm, in den er vielleicht versunken ist, loslösen und auf diese Weise, nachdem andere Einflüsse den Körper darauf vorbereitet haben, dazu beitragen, daß er an die Oberfläche emporsteigt. Oder aber, die schwingende Bewegung überwindet die Zähigkeit einiger verwesender Teile des Zellgewebes und macht es ihnen möglich, sich unter dem Einfluß des Gases auszudehnen.

Nachdem wir uns also mit allen physikalischen Lehren bekannt gemacht haben, wird es uns leicht sein, die Behauptungen der ›Etoile‹ auf ihre Richtigkeit zu prüfen. ›Die Erfahrung lehrt uns‹, sagt das Blatt, ›daß Ertrunkene oder Körper, die nach erfolgtem gewaltsamen Tode sofort ins Wasser geworfen wurden, sechs bis zehn Tage brauchen, ehe die Verwesung so weit vorgeschritten ist, daß sie wieder an die Oberfläche kommen. Selbst wenn eine Kanone über einen Leichnam hinweg abgefeuert wird, der fünf bis sechs Tage im Wasser gelegen hat, und dieser wieder in die Höhe kommt, sinkt er wieder, sobald er sich selbst überlassen wird.‹

Diese ganze Stelle muß Ihnen jetzt als ein schlechtes Gewebe von lauter Zusammenhanglosigkeiten erscheinen. - Die Erfahrung beweist *nicht*, daß alle Körper bis zehn Tage brauchen, ehe die Verwesung sie wieder an die Oberfläche bringt. Im Gegenteil beweisen Erfahrung und Wissenschaft, daß die Zeit, die sie zum Heraufsteigen nötig haben, unbestimmt ist. Ist ein Körper infolge der Abfeuerung einer Kanone an die Oberfläche gekommen, so wird er auch nicht wieder sinken, ›sobald er sich selbst überlassen wird‹, bis die Verwesung so weit vorgeschritten ist, daß das erzeugte Gas entweichen kann.

Ich möchte Sie auch auf den Unterschied hinweisen, den das Blatt zwischen ›Ertrunkenen‹ und ›Körpern, die nach erfolgtem gewaltsamen Tode sofort ins Wasser geworfen wurden‹, macht. Obgleich der Verfasser des Artikels hier eine Unterscheidung trifft, spricht er doch von beiden Arten der Toten als von *einer* Kategorie. Ich habe eben gezeigt, wie es kommt, daß der Körper eines Ertrinkenden spezifisch schwerer wird als die Wassermenge, die er verdrängt, und daß er gar nicht untersinken würde, wenn er nicht im Kampf um sein Leben die Arme emporstrecken und beim Atmen unter der Oberfläche seine Lungen mit Wasser füllen würde. Bei einem nach erfolgtem gewaltsamen Tode ins Wasser geworfenen Körper kommen diese beiden Umstände jedoch nicht in Frage. Somit würde also in letzterem Falle der Körper in der Regel gar nicht sinken - eine Tatsache, welche der ›Etoile‹ offenbar ganz unbekannt ist. Erst wenn die Verwesung so weit vorgeschritten wäre, daß sich das Fleisch von den Knochen löste, erst dann würde der Leichnam endgültig versinken.

Was ist uns nun also die Behauptung der ›Etoile‹, der gefundene Körper sei nicht der Leichnam der Marie Rogêt, weil man ihn schon drei Tage nach dem Verschwinden des Mädchens oben auf dem Wasser gefunden habe? Wir wissen jetzt, daß Marie Rogêt, falls sie ertrank, möglicherweise gar nicht untersank - denn sie war ja eine Frau -, oder, wenn sie sank, in vierundzwanzig Stunden, ja, noch früher, wieder an die Oberfläche kommen konnte. Es vermutet jedoch niemand, daß sie ertrunken sei, und wenn wir annehmen, daß ihr Tod eintrat, bevor sie ins Wasser geworfen wurde, so konnte sie zu jeder beliebigen Zeit nach ihrem Tode im Wasser schwimmend gefunden werden.

›Aber‹, meint die ›Etoile‹, ›wäre der Leichnam in seinem verstümmelten Zustande bis Dienstag nacht am Ufer verborgen gehalten worden, so hätte man dort sicherlich eine Spur von den Mördern finden müssen.‹ Es ist schwer, hier auf den ersten Blick zu sehen, worauf der Verfasser des Artikels eigentlich hinaus will. Wahrscheinlich will er von vornherein einem Einwand begegnen, der seiner Theorie einen Stoß versetzen würde, dem Einwand nämlich, daß der Leichnam zwei Tage am Ufer geblieben und rasch in Verwesung übergegangen sei, rascher, als wenn er sich im Wasser befunden hätte. Der Verfasser meint offenbar, der Leichnam hätte in diesem Falle schon am Mittwoch wieder an die Oberfläche kommen können, aber eben nur in diesem Falle. Er beeilt sich infolgedessen, zu beweisen, daß der Leichnam *nicht* am Ufer geblieben ist; denn in diesem Falle hätte man am Ufer ›eine Spur von den Mördern finden müssen.‹ Über eine solche Logik kann man höchstens lächeln. Sie werden ebensowenig wie ich einzusehen vermögen, daß das bloße Verstecken des Leichnams am Ufer die Spuren der Mörder vermehrt hätte.

›Und weiterhin‹, fährt unser Blatt fort, ›ist es höchst unwahrscheinlich, daß die Verbrecher, die einen so schauerhaften Mord verübten, den Leichnam nicht durch ein Gewicht zum Sinken gebracht hätten, da doch dieser wichtigen Vorsichtsmaßregel nichts im Wege stand.‹

Machen Sie sich nur einmal diese lächerliche Gedankenverwirrung klar! Niemand - nicht einmal die ›Etoile‹ selbst - bestreitet, daß an dem gefundenen Körper ein Mord verübt

wurde, denn er trug nur zu deutlich die Spuren einer Gewalttat an sich. Der Verfasser will bloß beweisen, daß der Körper nicht der von Marie sei, er will seine Leser davon überzeugen, daß Marie nicht ermordet wurde, nicht etwa, daß an dem gefundenen Körper kein Mord verübt wurde. Und doch beweist seine Bemerkung nur das letztere. Es wird ein Leichnam gefunden, der durch kein Gewicht zum Sinken gebracht wurde. Hätten ihn Mörder in den Fluß geworfen, so wäre diese Vorsichtsmaßregel angewandt worden. Er wurde also *nicht* von Mördern dem Wasser übergeben. Das ist alles, was bewiesen wird, wenn hier überhaupt von beweisen die Rede sein kann. Die Frage der Identität läßt das Blatt vollkommen unberührt und gibt sich nur noch Mühe, dem zu widersprechen, was es einen Augenblick vorher zugegeben hat. ›Wir sind vollkommen überzeugt‹, heißt es weiter, ›daß der gefundene Leichnam der einer *ermordeten* Frauensperson ist.‹

Und es ist nicht das einzige Mal, daß sich der Verfasser in diesem einen Artikel widerspricht. Wie ich schon erwähnte, macht er sich zur Aufgabe, die Zeit zwischen dem Verschwinden Mariens und der Auffindung des Leichnams als möglichst kurz dahinzustellen. Und doch betont er an anderer Stelle immer wieder, daß das Mädchen von dem Augenblicke an, da es das mütterliche Haus verließ, von niemandem gesehen worden ist. ›Wir haben keinen Beweis‹, sagt er, ›daß Marie Rogêt sich nach 9 Uhr an dem betreffenden Sonntage noch unter den Lebenden befand.‹ Da seine ganze Beweisführung von einer absichtlich einseitigen Anschauung der Sache diktiert ist, hätte er wenigstens diesen Punkt ganz unberücksichtigt lassen sollen; denn wäre Marie noch am Montag oder sogar am Dienstag gesehen worden, so wäre die fragliche Zwischenzeit ja noch bedeutend kürzer gewesen und hätte gemäß des Verfassers eigenen Schlüssen die Wahrscheinlichkeit, daß der Leichnam mit der Vermißten identisch sei, bedeutend vermindert. Eigentlich ist es schon erheiternd, zu sehen, wie die ›Etoile‹ auf diesem Punkte beharrt, in dem guten Glauben, derselbe unterstütze ihre allgemeine Behauptung.

Lesen Sie nun, bitte, jenen Teil des Artikels noch einmal durch, der sich auf die Erkennung des Leichnams durch Beauvais bezieht. Mit dem, was sie über die Haare auf dem Arm sagt, läßt sich die ›Etoile‹ eine offenbare Unehrlichkeit zuschulden kommen. Herr Beauvais ist nicht blödsinnig und wird nicht behauptet haben, den Leichnam bloß an den Haaren auf dem Arm erkannt zu haben. Kein Arm ist vollständig ohne Haar. Die ›Etoile‹ hat durch diese allgemeine, ungenaue Ausdrucksweise die Aussage des Zeugen verdreht, denn er muß von irgendeiner Besonderheit der Haare, von einer Eigentümlichkeit, ihrer Farbe, ihrer Menge, ihrer Länge oder ihrer Lage gesprochen haben. ›Ihr Fuß‹, sagt das Blatt, ›war klein - doch haben viele tausend Mädchen kleine Füße. Ihr Strumpfband beweist ebensowenig wie ihr Schuh, denn Schuhe und Strumpfbänder werden packweise verkauft. Das gleiche gilt von den Blumen auf ihrem Hut. Herr Beauvais betont noch den Umstand, daß die Schnalle am Strumpfband, das anscheinend zu weit gewesen, zurückversetzt worden ist. Aber auch dies will nichts besagen; denn fast alle Frauen probieren ihre neugekauften Strumpfbänder erst zu Hause an und nähen sie passend.‹

Jetzt wird es wirklich schwer, den Verfasser noch ernst zu nehmen. Hätte Herr Beauvais bei seinen Nachforschungen nach Mariens Leichnam einen Körper aufgefunden, der an Größe und Aussehen dem der Vermißten gleich war, so wäre er berechtigt gewesen, an einen Erfolg seiner Bemühungen zu glauben, ohne die Bekleidung des Leichnams zu berücksichtigen. Hätte er dazu noch an dem Arm Haare von einer besonderen Eigentümlichkeit wiedererkannt, so hätte ihn dieser Umstand in seiner Meinung noch bestärken können und zwar desto mehr, je eigentümlicher und ungewöhnlicher diese Haare gewesen wären. Waren

Mariens Füße klein wie die des Leichnams, so vergrößert auch dies Zusammentreffen die Wahrscheinlichkeit. Fügt man noch hinzu, daß Marie an dem Tage, da sie verschwand, ebensolche Schuhe trug, wie man sie an dem Leichnam gefunden, so erhöht diese Tatsache, trotz des Umstandes, daß Schuhe ›packweise‹ verkauft werden, die Wahrscheinlichkeit fast bis zur Gewißheit. Was an sich die Identität noch nicht beweisen würde, wird so zu einem höheren Beweise. Finden wir nun auch noch auf dem Hut die gleichen Blumen, welche das vermißte Mädchen trug, so brauchen wir keine weiteren Beweise. Ist auch nur eine Blume vorhanden, so bekräftigt die schon genug - wie aber, wenn es zwei, drei oder noch mehr sind? Jede einzelne Blume vervielfältigt die Kraft des Beweises, und zwar nicht einmal, sondern hundert-, tausendmal. Entdecken wir nun obendrein an der Toten noch Strumpfbänder, wie sie die Lebende trug, so wäre es geradezu Torheit, noch nach weiteren Details der Übereinstimmung zu suchen. Aber diese Strumpfbänder sind obendrein noch in derselben Weise durch das Versetzen einer Schnalle enger gemacht, wie es Marie kurz vor ihrem Weggehen von Hause getan hat. Jetzt noch zu zweifeln ist Wahnsinn oder Heuchelei. Die Behauptung der ›Etoile‹, dies Versetzen von Schnallen an Strumpfbändern sei ein äußerst gewöhnliches Vorkommnis, beweist weiter nichts als nur die Hartnäckigkeit, mit welcher das Blatt auf seiner vorgefaßten Meinung beharrt. Die Elastizität eines solchen, mit einer unverrückbaren Schnalle geschlossenen Strumpfbandes beweist von selbst, daß das Verengern etwas Ungewöhnliches ist. Ein Gegenstand, der so eingerichtet worden ist, daß er sich von selbst anpaßt, wird natürlicherweise zu diesem Zweck nur sehr selten äußerer Beihilfe bedürfen. Es ist also etwas *Besonderes*, daß Mariens Strumpfbänder verengt worden sind, und sie allein würden ihre Identität vollkommen bewiesen haben.

Doch trug der gefundene Körper nicht die Strumpfbänder der Vermißten *oder* ihre Schuhe *oder* ihren Hut *oder* die Blumen des Hutes, er hatte nicht die gleichen Füße oder ihr besonderes Zeichen am Arm *oder* ihre Größe und allgemeine Erscheinung - man fand bei dem Leichnam alle diese Zeichen zusammen! Würde der Beweis erbracht, daß der Herausgeber der ›Etoile‹ wirklich noch zweifelte, so brauchte man nicht erst einen Irrenarzt zu fragen, ob man es mit einem Wahnsinnigen zu tun habe. Er hat es für klug gehalten, das Gerede der Advokaten nachzubeten, die sich größtenteils damit begnügen, die primitiven Ansichten der Gerichte immer wieder herzusagen. Ich möchte hier noch bemerken, daß viele Umstände, die das Gericht als Beweise verwirft, dem denkenden Menschen geradezu überzeugende Argumente sind. Denn die Gerichte verfahren stets nach allgemeinen, anerkannten Prinzipien, von deren buchstäblicher Befolgung sie auch in ungewöhnlichen, eigenartigen Fällen nicht absehen wollen. Und dies starre Festhalten an Prinzipien, dies strenge Unberücksichtiglassen jedes Ausnahmefalles, der eine andere Behandlung als die in ihrem Prinzip vorgesehene verlangt, ist ein sicheres Verfahren, nach längerer Zeit das Maximum aller erreichbaren Wahrheit zu erlangen. Im allgemeinen ist diese gerichtliche Praxis also von Wert, es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß sie in einzelnen Fällen zu Irrtümern führt.

Den gegen Beauvais gerichteten Argwohn werden wir wohl in kürzester Zeit entkräften können. Sie haben den wahren Charakter des guten Mannes bereits erkannt. Er ist ein Mensch, der sich gern in anderer Leute Angelegenheiten mischt, dazu romantisch veranlagt und nicht gerade scharfsinnig. Bei seinem Charakter ist es nur zu natürlich, daß er in einer so aufregenden Angelegenheit bei den Allzuklugen oder Böswilligen Verdacht erregte. Aus dem Artikel der ›Etoile‹ geht hervor, daß Herr Beauvais eine persönliche Unterredung mit dem Herausgeber des Blattes hatte und diesen beleidigte, indem er die Behauptung wagte, der gefundene Körper sei trotz aller Gegenversicherungen der Zeitung der Leichnam der

vermißten Marie Rogêt. ›Er bleibt dabei‹, sagt die Zeitung, ›der Leichnam ist mit der Vermißten identisch; doch kann er, Herr Beauvais, keine weiteren - als die von uns beredeten - Beweise für seine Behauptung beibringen, die vielleicht irgend jemanden von der Richtigkeit derselben überzeugen könnten.‹ - Es ist wohl nicht nötig, noch einmal darauf hinzuweisen, daß man stärkere Beweise als die von Beauvais angeführten überhaupt nicht hätte beibringen können - ich möchte hier nur noch darauf aufmerksam machen, daß in einem Fall wie dem vorliegenden ein Mensch selbst fest glauben kann, ohne auch nur *einen* Grund dafür angeben zu können, der auch für andere bestimmend wäre. Nichts ist schwerer zu bezeichnen als die Merkmale, die uns von der Identität einer Person überzeugen. Jedermann kennt seinen Nachbarn, und doch könnte man in den wenigsten Fällen den Grund anführen, *warum* man in dem Mann seinen Nachbarn erkennt. Der Herausgeber der ›Etoile‹ tat Unrecht, sich über Herrn Beauvais' nicht durch Worte zu begründenden Glauben zu ärgern.

Die Verdachtsmomente, die ihn belasten, beweisen viel mehr meine Hypothese von seiner Allgeschäftigkeit als seine Schuld. Geben wir seinem Betragen einmal diese gutherzige Auslegung, so können wir uns mit Leichtigkeit die Rose in dem Schlüsselloch, das Wort ›Marie‹ auf der Schiefertafel, die Beseitigung des männlichen Verwandten, seine Abneigung, die Verwandten den Leichnam sehen zu lassen, die Aufforderung an Frau B..., sie solle mit dem Gendarmen nicht sprechen, bis er, Beauvais, wieder zurückkomme, und zum Schluß auch seinen Ausspruch erklären, daß niemand außer ihm in dem Prozeß mitzusprechen habe.

Es scheint mir außer Zweifel, daß Beauvais einer von Mariens Verehrern war, daß sie mit ihm kokettierte und daß es ihm schmeichelte, wenn andere dachten, er stehe mit ihr auf vertrautem Fuße. Ich will über diesen Punkt nicht weiter sprechen, und da die Zeugenaussagen die Behauptungen der ›Etoile‹ hinsichtlich der Apathie, welche die Mutter des Mädchens und andere Verwandte an den Tag gelegt haben sollen, die beweisen sollten, daß sie den gefundenen Leichnam nicht für den der Marie gehalten hätten - da diese Zeugenaussagen die Behauptung der ›Etoile‹ Lügen strafen, wollen wir fortfahren, als wäre die Frage der Identität in durchaus befriedigender Weise gelöst.«

»Und was sagen Sie«, fragte ich hier, »zu den Ansichten des ›Commercial‹?«

»Daß diese ihrem geistigen Gehalt nach weit beachtungswerter sind als alle, die bis jetzt über diesen Gegenstand verbreitet wurden. Die Folgerungen aus den Prämissen sind durchaus richtig und scharfsinnig, aber die Prämissen selbst beruhen in wenigstens zwei Fällen auf unvollkommener Beobachtung. Der ›Commercial‹ sucht die Ansicht zu verbreiten, daß Marie nicht weit von dem Hause ihrer Mutter von einer Rotte von Bösewichtern angefallen wurde. Er behauptet, ›es ist unmöglich, daß eine so wohlbekannte Person wie Marie drei Stadtviertel hat durchschreiten können, ohne von irgend jemandem erkannt zu werden‹. Diese Worte verraten den Gedankengang eines Mannes, der lange in Paris gelebt hat, in einem öffentlichen Amte steht, dessen hauptsächliche Gänge sich zwischen den öffentlichen Gebäuden befinden und welcher weiß, daß er aus seinem Bureau nicht hundert Schritte weit gehen kann, ohne wenigstens von einem Dutzend von Leuten erkannt und angeredet zu werden. Er vergleicht Mariens Bekanntenkreis mit dem seinen, findet, daß derselbe nicht viel kleiner ist als sein eigener, und schließt daraus, daß sie auf ihren Gängen ebenso leicht erkannt werden müsse wie er auf den seinigen. Dies würde jedoch nur der Fall sein, wenn sich ihre Ausgänge wie die seinen auf ein paar bestimmte Strecken in einem bestimmten Stadtviertel beschränkten. Er bewegt sich zu bestimmten Stunden innerhalb eines fest

umgrenzten Kreises, in welchem seine Geschäfte und Ausgänge die Aufmerksamkeit zahlreichen anderer Personen auf sich ziehen müssen, weil sie mit den ihrigen in Beziehung stehen. Wir können jedoch annehmen, daß Mariens Gänge im allgemeinen weit verschiedenartiger waren, und im vorliegenden Fall ist es sogar höchst wahrscheinlich, daß sie einen Weg einschlug, der von der Richtung ihrer gewöhnlichen Ausgänge ganz besonders abwich. Die Parallele, welche der Herausgeber des ›Commercial‹ zwischen seinem und Mariens Bekanntheit gezogen hat, könnte auf Richtigkeit nur Anspruch erheben, wenn die beiden die ganze Stadt durchwanderten. Nur in diesem Falle wären bei gleich großem Bekanntenkreise auch die Chancen gleich, von einer gleich großen Anzahl von Personen erkannt zu werden.

Ich selbst halte es nicht allein für möglich, sondern sogar für sehr wahrscheinlich, daß Marie zu jeder Zeit einen der vielen Wege von der Wohnung ihrer Mutter zu der ihrer Tante hätte gehen können, ohne auch nur einer einzigen Person zu begegnen, von der sie gekannt wurde. Um überhaupt in diesem Fall richtig zu entscheiden, dürfen wir nie das große Mißverhältnis vergessen, welches zwischen der Zahl der Bekannten auch des meistgekannten Parisers und der ganzen Einwohnerzahl dieser Stadt überhaupt herrscht.

Der letzte Rest von Bedeutung, welche die diesbezügliche Ansicht des ›Commercial‹ vielleicht noch haben könnte, wird verschwinden, wenn wir uns der *Stunde* erinnern, zu welcher das Mädchen ausging. ›Sie ging gerade zu einer Zeit aus‹, sagte der ›Commercial‹, ›in der die Straßen am belebtesten sind.‹ Dies war nicht der Fall. Marie Rogêt verließ das Haus ihrer Mutter um neun Uhr morgens. Zu dieser Zeit sind die Straßen allerdings bevölkert, jedoch nur an Wochentagen. Sonntags um neun Uhr sind die meisten Leute zu Hause, da sie sich um diese Zeit zum Kirchgang vorbereiten. Keinem Beobachter wird es entgangen sein, wie eigentümlich verödet eine Stadt des Sonntagmorgens zwischen acht und zehn Uhr aussieht. Zwischen zehn und elf sind die Straßen wieder belebt, jedoch, wie gesagt, nicht um die oben bezeichnete Stunde.

Noch ein weiterer Punkt beweist die ungenügende Beobachtungsgabe des ›Commercial‹. An einer Stelle heißt es: ›Aus einem der Unterröcke des unglücklichen Mädchens war ein zwei Fuß langer und ein Fuß breiter Streifen herausgerissen; den hatten die Täter ihr fest um den Hals gebunden und hinten am Kopf zusammengeknotet, wahrscheinlich um sie am Schreien zu hindern. Dies konnten nur Burschen getan haben, die keine Taschentücher bei sich hatten.‹ Ob diese Annahme begründet ist oder nicht, werden wir später sehen; jedenfalls will der Verfasser mit ›Burschen, die keine Taschentücher bei sich hatten‹, die niedrigste Klasse von Bösewichtern bezeichnen. Verbrecher dieser Sorte haben jedoch stets Taschentücher, selbst, wenn sie so heruntergekommen sind, daß sie kein Hemd mehr besitzen. Sie werden selbst Gelegenheit gehabt haben zu bemerken, daß diesem Gesindel das Taschentuch neuerdings ein unentbehrliches Handwerkszeug geworden ist.‹

»Und was sollen wir von dem Artikel des ›Soleil‹ halten?« fragte ich.

»Daß es jammerschade ist, daß sein Verfasser nicht als Papagei geboren wurde, er wäre jedenfalls eine Zierde seines Geschlechts geworden. Er hat bloß die bereits bekannten Umstände und Ansichten mit einem allerdings lobenswerten Fleiß aus den übrigen Zeitungen gesammelt und in seinem Blatte wiederholt. Er bemerkt unter anderem: ›Die gefundenen Gegenstände lagen *offenbar* schon wenigstens drei bis vier Wochen an der Fundstelle, denn sie waren vom Regen ganz verschimmelt, klebten vielfach zusammen und waren vollständig verdorben. Es kann daher nicht mehr zweifelhaft sein, daß der Schauplatz dieses gräßlichen Verbrechens entdeckt ist.‹

Diese von dem ›Soleil‹ wiederholten Tatsachen haben meine Zweifel jedoch nicht im geringsten zerstreut, und wir werden diese mit einem anderen Teil der Angelegenheit noch eingehender Prüfung unterwerfen.

Augenblicklich müßten wir unsere Aufmerksamkeit auf einige andere Punkte richten. Es ist Ihnen ohne Zweifel aufgefallen, daß der Leichnam mit größter Nachlässigkeit untersucht worden ist. Allerdings wurde die Frage der Identität rasch erledigt oder hätte wenigstens rasch erledigt sein sollen; nur hätte man sich auch noch über einige andere Punkte Gewißheit verschaffen müssen: War der Leichnam irgendwie beraubt worden? Trug die Ermordete bei ihrem letzten Ausgang Schmucksachen, und fand man dieselben an dem Leichnam wieder? Dies sind wichtige Fragen, welche die gerichtliche Nachforschung jedoch vollständig unberücksichtigt gelassen hat. Auch über ein paar weitere Momente von Bedeutung hat sie sich nicht die geringste Aufklärung zu verschaffen gesucht. Da müssen wir versuchen, uns selbst Auskunft zu geben. Vorerst wollen wir den Verdacht gegen St. Eustache noch einmal prüfen. Ich selbst hege nicht den geringsten Argwohn gegen ihn, doch wollen wir streng methodisch verfahren und zusehen, ob sein Alibi-Beweis für den verhängnisvollen Sonntag lückenlos und richtig ist. Beweise dieser Art können zu leicht gefälscht sein. Stimmt hier jedoch alles, so können wir bei unseren weiteren Untersuchungen von St. Eustache absehen. Sein Selbstmord ist nur verdächtig, wenn sein Alibi eine Lücke oder eine falsche Angabe aufweisen sollte - im anderen Falle hat er so wenig Ungewöhnliches an sich, daß wir über ihn hinweg ruhig die Linie gewöhnlicher Analyse verfolgen dürfen.

Bei der weiteren Erforschung des Geheimnisses wollen wir für das erste von dem Kern der Tragödie absehen und unsere Aufmerksamkeit auf ihre äußeren Umrisse konzentrieren. Nur zu häufig begeht man bei dergleichen Untersuchungen den Irrtum, lediglich die unmittelbaren Ereignisse zu beachten und die begleitenden und zufälligen nicht zu berücksichtigen. Unsere Gerichte haben die schlechte Gepflogenheit, Zeugenbeweis und Diskussion auf das scheinbar Wesentliche eines Falles zu beschränken. Und doch hat alle Erfahrung gezeigt, und gewissenhafte Beobachtung wird es immer beweisen, daß sich ein großer, ja, vielleicht der größte Teil der Wahrheit in dem scheinbar Unwesentlichen verbirgt. Vom Geiste, wenn auch nicht gerade vom Buchstaben dieses Prinzips geleitet, hat sich die moderne Wissenschaft bemüht, auch das *Unvorhergesehene* berechnen zu lernen.

Aber Sie verstehen mich vielleicht nicht. Die Geschichte menschlicher Erkenntnis hat unaufhörlich gezeigt, daß wir begleitenden, zufälligen, beiläufigen Ereignissen zahlreiche, höchst wertvolle Entdeckungen verdanken, so daß es endlich eine Notwendigkeit geworden ist, im Interesse des Fortschritts Erfindungen, die durchaus zufällig und nicht vorherzusehen sind, in unsere Berechnungen mit aufzunehmen. Es ist nicht mehr philosophisch, die Zukunft nur nach der Vergangenheit zu berechnen. Der Zufall spielt bei jeder Entwicklung eine gewaltige Rolle, und wir haben gelernt, ihn einer genauen Berechnung zu unterziehen. Wir schließen das Unvorhergesehene - Umstände, an die wir nicht gedacht - in eine mathematische Formel ein.

Ich wiederhole noch einmal: der größte Teil aller erlangten Wahrheit ist aus der Erforschung ihrer Begleitumstände gewonnen worden. Dies ist eine Tatsache an der sich nicht rütteln läßt. In Übereinstimmung mit dem Prinzip, welches aus dieser Tatsache zu uns spricht, verlasse ich jetzt den breit getretenen und bisher unfruchtbaren Boden des Ereignisses selbst und übertrage meine Untersuchung auf die gleichzeitigen Umstände, die dasselbe begleiteten. Während Sie den Alibi-Beweis St. Eustaches einer neuen Prüfung unterziehen,

werde ich die Zeitungen noch eingehender, als Sie es getan, durchlesen. Bis jetzt haben wir bloß das Feld der Untersuchung rekognosziert, aber es müßte sonderbar zugehen, wenn ein genaues Durchstudieren der Zeitungen, wie ich es vorhabe, uns nicht einige kleine Anhaltspunkte liefern, uns sagen sollte, wohin wir den Lauf unserer Untersuchungen nun eigentlich zu richten haben.«

Ich kam Dupins Aufforderung nach und untersuchte den Alibi-Beweis St. Eustaches mit der denkbar größten Sorgfalt. Er war vollkommen unanfechtbar und stellte die Unschuld des Verdächtigen außer Zweifel. Mein Freund vertiefte sich mittlerweile mit einer Beharrlichkeit, die mir völlig unnütz schien, in die Lektüre der verschiedenen Zeitungen. Nach Verlauf einer Woche legte er mir die folgenden Auszüge vor: ›Vor ungefähr drei und einem halben Jahre erregte das Verschwinden derselben Marie Rogêt aus dem Parfümerieladen des Herrn Le Blanc im Palais Royal ähnliches Aufsehen. Nach Verlauf einer Woche erschien sie jedoch wohl und munter wieder hinter ihrem gewohnten Ladentisch, nur bemerkte man an ihr eine leichte, etwas ungewöhnliche Blässe. Herr Le Blanc und ihre Mutter erklärten, daß sie die Zeit über bei einer Verwandten auf dem Lande zu Besuch gewesen sei, und bald war die ganze Sache vertuscht. Wir vermuten, daß ihr jetziges Verschwinden auch nur auf einen ähnlichen Streich zurückzuführen ist, daß wir sie nach Verlauf einer Woche oder eines Monats wieder unter uns sehen werden.« - ›Abendzeitung‹, Montag, den 23. Juni.

›Eine gestrige Abendzeitung weist auf ein früheres geheimnisvolles Verschwinden von Fräulein Rogêt hin. Es ist jedoch bekannt, daß sie die Zeit, während welcher sie aus dem Parfümerieladen des Herrn Le Blanc verschwunden war, bei einem jungen, wegen seiner Ausschweifungen übel berüchtigten Seeoffizier zugebracht hat. Eine gute Vorsehung führte sie jedoch, wahrscheinlich infolge eines Streites, wieder zu ihren Angehörigen zurück. Wir kennen den Namen des fraglichen Lothario, welcher sich augenblicklich in Paris aufhält, unterlassen es jedoch aus leicht begreiflichen Gründen, denselben zu nennen.« - Der ›Merkur‹, Dienstagmorgen, den 24. Juni.

›Vor drei Tagen wurde in der Umgegend der Stadt ein grauenhaftes Verbrechen verübt. Ein Herr, welcher in Gesellschaft seiner Frau und Tochter von einem Spaziergange zurückkehrte, ließ sich in der Dämmerung von sechs jungen Leuten, welche am Seineufer auf und ab ruderten, über den Fluß setzen. Als sie das andere Ufer erreicht hatten, stiegen die drei Passagiere aus, um ihren Heimweg fortzusetzen. Kaum hatten sie das Boot aus dem Gesicht verloren, als die Tochter bemerkte, daß sie ihren Sonnenschirm in ihm liegen gelassen hatte. Sie eilte zurück, um ihn zu holen, wurde jedoch von den Buben ergriffen, in den Strom hinausgefahren, geknebelt, auf das abscheulichste mißhandelt und endlich unweit der Stelle, an welcher sie mit den Eltern in das Boot gestiegen war, wieder ausgesetzt. Die Schurken sind entwichen, doch ist die Polizei auf ihrer Spur und wird hoffentlich bald zu ihrer Verhaftung schreiten können.« - ›Morgenblatt‹, Mittwoch, den 25. Juni.

›Man hat uns von mehreren Seiten angedeutet, daß Mennais (**Fußnote: Mennais war einer von denen, die anfänglich als verdächtig verhaftet, aber dann mangels jeden Beweises wieder in Freiheit gesetzt wurden, E. A. P. Ende der Fußnote**) der Urheber des kürzlich begangenen gräßlichen Verbrechens sei; aber da dieser Herr von dem Gericht für unschuldig erklärt worden ist, und unsere Korrespondenten zuweilen mehr Eifer als Gründlichkeit an den Tag legen, halten wir es nicht für rätlich, diese Vermutungen zu veröffentlichen. < - ›Morgenblatt‹, Sonnabend, den 28. Juni.

›Aus verschiedenen Quellen haben wir mehrere überzeugend geschriebene Mitteilungen erhalten, welche es fast als gewiß erscheinen lassen, daß die unglückliche Marie Rogêt einer der zahlreichen Banden roher Bösewichter zum Opfer gefallen ist, die sonntags die Stadt unsicher machen. Wir selbst stimmen dieser Ansicht entschieden bei. Und wir werden Gelegenheit nehmen, einige der angeführten Gründe für diese Annahme in unserem Blatt abzudrucken.« ›Abendzeitung«, Dienstag, den 31. Juni.

›Am Montag hat ein beim Zollamt beschäftigter Schiffer ein leeres Boot die Seine herunterschwimmen sehen. Die Segel lagen auf dem Boden des Bootes. Der Schiffer befestigte das Fahrzeug an der Anlegestelle unter den anderen, zum Zollamte gehörigen Booten. Am folgenden Morgen war es von dort verschwunden, das Ruder liegt noch auf dem Zollamt.« ›Diligence«, Donnerstag, den 26. Juli.

Die verschiedenen Auszüge schienen mir nicht allein ganz bedeutungslos, es wurde mir sogar nicht einmal klar, inwiefern sie bei unseren Nachforschungen von Nutzen sein sollten. Ich wartete also auf Aufklärung von seiten Dupins.

»Augenblicklich hat es keinen Zweck für uns«, begann er, »bei dem ersten oder zweiten zu verweilen. Ich habe diese nur abgeschrieben, um Ihnen einen Begriff von der außerordentlichen Nachlässigkeit der Polizeibeamten zu geben, die, wenn ich den Präfekten recht verstand, es nicht einmal für nötig erachtet haben, den Marineoffizier, auf welchen eins der Blätter anspielt, einem Verhör zu unterziehen. Und doch wäre es der reine Blödsinn, zu behaupten, daß ein Zusammenhang zwischen dem ersten und zweiten Verschwinden der Marie Rogêt durchaus *ausgeschlossen* wäre.

Wir wollen annehmen, daß Mariens *erster* rätselhafter Aufenthalt mit einem Streit zwischen den Liebenden geendet habe und daß das junge Mädchen infolge eines solchen, sagen wir Zerwürfnisses wieder nach Hause zurückgekehrt sei. Nun können wir uns eine zweite Entfernung vom Hause, sobald wir *wissen*, daß eine solche abermals stattgefunden hat, viel eher als die Folge erneuter Anträge des betreffenden ersten Liebhabers erklären, als der irgendeines anderen zweiten. Mit anderen Worten: es ist bei weitem wahrscheinlicher, daß das zweite Verschwinden seinen Grund in der Wiederauffrischung eines alten Liebesverhältnisses als in dem Anfang eines neuen hat; auch ist die Annahme zehnmal vernünftiger, daß ein Mann, welcher der Marie schon einmal einen Fluchtorschlag gemacht hat, denselben wiederholt, als daß ihr ein zweiter mit ganz *demselben* Antrag naht.

Und hier muß ich Sie auf die Tatsache aufmerksam machen, daß die Zeit zwischen der ersten nachgewiesenen und der zweiten mutmaßlichen Flucht um einige Wochen länger ist, als die, während welcher unsere Kriegsschiffe zu kreuzen pflegen. Hatte der Liebhaber seine erste Schurkerei nicht vollenden können, weil er abreisen mußte, und hat er nun den ersten Augenblick nach der Rückkehr dazu benutzt, seine unterbrochenen verbrecherischen Pläne wiederaufzunehmen und zur Ausführung zu bringen? Von alledem wissen wir nichts!

Sie werden jedoch einwenden, daß in dem zweiten Fall, um den es sich hier handelt, keine Entführung stattfand. Gewiß nicht! - Aber das schließt nicht aus, daß eine solche Absicht vorgelegen hat und nur vereitelt worden ist. Außer St. Eustache und vielleicht noch Beauvais sehen wir keine anerkannten und ehrenhaften Bewerber um Mariens Hand. Nicht das geringste Gerücht spricht von einem dritten. Wer ist nun der heimliche Liebhaber, von dem die Verwandten, die meisten wenigstens, nichts wissen, den Marie am Sonntagmorgen trifft und dem sie so weit traut, daß sie sich den ganzen Tag mit ihm in dem einsamen Wäldchen

an der Barrière du Roule ergeht, bis die Abendschatten sich niedersenken? Wer ist dieser geheime Liebhaber, frage ich, von dem die meisten Verwandten nichts wissen? Und was bedeutet die sonderbare Prophezeiung der Frau Rogêt am Abend des Tages, an welchem ihre Tochter sie verlassen: ›Ich fürchte, ich sehe Marie nicht wieder!‹?

Wenn wir nun auch nicht wohl vermuten können, daß Frau Rogêt um den Fluchtplan wußte, so können wir doch annehmen, daß die Tochter einen solchen gehegt habe. Als sie das Haus verließ, sprach sie die Absicht aus, ihre Tante, die in der Rue des Drômes wohnt, zu besuchen, und bat St. Eustache, sie dort in der Dämmerung abzuholen. Auf den ersten Blick widerspricht dieser Umstand meiner Vermutung, doch wollen wir ein wenig darüber nachdenken.

Es ist bewiesen worden, daß sie in Gesellschaft eines Mannes über den Fluß setzte und erst gegen drei Uhr nachmittags an der Barrière du Roule ankam. Als sie einwilligte, diese Person zu begleiten (zu welchem Zweck und ob mit Wissen der Mutter, lassen wir dahingestellt), muß sie an ihre Verabredung mit St. Eustache gedacht haben, sowie an die Überraschung und den Argwohn, der im Herzen ihres Bräutigams entstehen mußte, wenn er zu der vereinbarten Zeit in der Rue des Drômes erschien, dort erfuhr, daß sie nicht bei ihrer Tante gewesen war, und bei seiner Rückkehr in die Pension sie auch dort nicht vorfand. An all dieses mußte sie notwendigerweise gedacht haben. Sie muß die Unruhe St. Eustaches sowie den Argwohn aller Bekannten vorausgesehen haben. Es wäre ein Wagnis gewesen, sich dem Argwohn des Bräutigams auszusetzen, aber dieser Argwohn wurde vollständig bedeutungslos, wenn sie die Absicht hatte, *nicht mehr* zurückzukehren.

Sie wird ungefähr folgendermaßen geschlossen haben:

›Ich muß mit einem Mann zusammentreffen, um mit ihm zu fliehen oder bei ihm sonst etwas, das nur mir bekannt ist, zu beginnen. Ich muß darauf achten, daß dieser Plan nicht durchkreuzt wird. Wir beide müssen genug Zeit haben, um einer Verfolgung zu entgehen. Ich werde die Absicht aussprechen, den Tag bei meiner Tante in der Rue des Drômes zuzubringen, und St. Eustache bitten, mich erst bei eintretender Dunkelheit abzuholen. Auf diese Weise kann ich, ohne Verdacht zu erregen möglichst lange ausbleiben und gewinne mehr Zeit, als wenn ich die Sache irgendwie anders anfangen. Wenn ich St. Eustache bitte, mich in der Dämmerung abzuholen, so kommt er sicher nicht früher, bitte ich ihn, überhaupt nicht zu kommen, so bleibt mir nicht so viel Zeit zum Handeln, denn man wird mich eher zurückerwarten und über meine Abwesenheit früher besorgt sein. Wäre es meine Absicht, *überhaupt* zurückzukehren und nur einen einfachen Spaziergang mit dem fraglichen Individuum zu unternehmen, so handelte ich sehr unklug, St. Eustache zum Abholen aufzufordern, denn er wird bei der Tante bestimmt erfahren, daß ich ihn hintergangen habe - eine Tatsache, die ihm immer unbekannt bleiben würde, wenn ich das Haus verließ, ohne ihm meine Absicht mitzuteilen, und bei meiner Rückkunft am Abend sagte, ich habe meine Tante in der Rue des Drômes besucht. Aber da ich *nicht* zurückkehren will, oder nicht vor einigen Wochen, oder bevor es mir gelungen ist, gewisse Sachen zu verbergen, so liegt mir jetzt nur daran, möglichst viel Zeit zu gewinnen.‹

Wie Sie aus Ihren Notizen ersehen haben, nimmt und nahm das Publikum gleich anfangs an, daß die Verschwundene das Opfer einer Rotte rohen Gesindels geworden sei. Man soll unter gewissen Umständen eine öffentliche Meinung nicht außer acht lassen; wenn sie sich so ganz spontan, so ganz von selbst bildet, muß man sie vielmehr als ein Analogon jener Intuition nehmen, welche die Idiosynkrasie eines genialen Menschen ist. In hundert Fällen würde ich

mich neunundneunzigmal ihrer Entscheidung unterwerfen. Es ist jedoch sehr wichtig, herauszufinden, ob sie wirklich nicht durch äußere Suggestion beeinflusst worden ist. Die öffentliche Meinung muß im strengsten Sinne des Wortes wirklich aus dem Publikum selbst hervorgegangen sein, und oft ist es äußerst schwierig, hier den Unterschied wahrnehmen und festhalten zu können. In unserem Falle nun scheint es mir, als sei die öffentliche Meinung, eine *Rotte* von Bösewichtern habe den Mord begangen, durch das äußerlich verwandte Ereignis, von welchem mein dritter Auszug handelt, hervorgerufen worden. Ganz Paris ist in Aufregung, weil man Marie Rogêt, die schöne und bekannte Marie Rogêt, ermordet aufgefunden hat. Der Leichnam trägt die Spuren einer Gewalttat und schwimmt auf dem Flusse. Nun wird bekannt, daß genau oder wenigstens ungefähr um dieselbe Zeit, in der das Mädchen wahrscheinlich ermordet wurde, von einer Rotte roher Gesellen an einer zweiten jungen Frauensperson ein Verbrechen verübt wurde, das seiner Natur nach dem Attentat an Marie Rogêt durchaus ähnlich, wenn auch nicht ganz so gräßlich ist. Ist es nun verwunderlich, daß diese eine bekannt gewordene Gewalttat des Publikums Urteil über die unaufgeklärt gebliebene beeinflusst?

Das öffentliche Urteil wartete nur auf einen Hinweis, und diesen schien das bekannt gewordene zweite Verbrechen gerade zur rechten Zeit zu geben. Auch Mariens Leichnam wurde auf dem Flusse schwimmend gefunden. Ein Zusammenhang bestand da - anscheinend wenigstens - so offenbar, daß es zu verwundern gewesen wäre, wenn das Publikum nicht zu dem Glauben gekommen wäre, er sei wirklich vorhanden.

In Wahrheit aber ist der Umstand, daß die eine Freveltat in der bekannt gewordenen Art und Weise verübt wurde, ein sicherer Beweis dafür, daß die andere nicht in derselben Weise geschah. Man mußte es fast ein Wunder nennen, wenn eine Rotte von Buben an einem gegebenen Orte eine unerhörte Freveltat verübt hätte, während zu gleicher Zeit, an einem ähnlichen Orte, in derselben Stadt, unter gleichen Umständen, eine zweite Rotte mit ganz gleichen Mitteln einen ganz ähnlichen Frevel begangen hat! Und doch verlangt die in solcher Weise künstlich hervorgebrachte öffentliche Meinung von uns, daß wir an ein so wunderbares Zusammentreffen glauben sollen.

Ehe wir weitergehen, wollen wir den mutmaßlichen Schauplatz des Verbrechens in dem Dickicht an der Barrière du Roule näher betrachten. Dies außerordentlich dichte Wäldchen liegt in allernächster Nähe einer Landstraße. In demselben fand man drei oder vier große Steine, die eine Art Sitz mit Rücklehne und Schemel bildeten. Auf dem obersten Stein fand man einen weißen Unterrock, auf dem zweiten ein seidenes Schultertuch. Weiter entdeckte man einen Sonnenschirm, Handschuhe und ein Taschentuch, in welches der Name ›Marie Rogêt‹ eingestickt war. An den umstellenden Sträuchern hingen Fetzen von einem Kleid. Der Boden war zusammengetreten, die Sträucher geknickt, und überall sah man die Spuren eines heftigen Kampfes.

Trotz der Freudenrufe, mit denen die Presse die Entdeckung des Dickichts begrüßte, und trotz der Einstimmigkeit, mit der das Publikum glaubte, den wahren Schauplatz des Verbrechens entdeckt zu haben, kann nicht geleugnet werden, daß noch ein triftiger Grund zu zweifeln vorliegt. Daß das Wäldchen der Schauplatz gewesen ist, kann ich glauben oder nicht, jedenfalls, sage ich, liegen Gründe vor, noch zu zweifeln. Wäre der wirkliche Schauplatz wie der ›Commercial‹ vermutete, in der Nähe der Rue Pavée Sainte Andrée zu suchen, so würden die Verbrecher - vorausgesetzt, daß sie sich noch in Paris aufhalten - natürlich von Schreck darüber erfüllt worden sein, daß die öffentliche Aufmerksamkeit

scharfsinnig auf die richtige Spur geleitet worden ist, und gewisse Leute hätten sofort die Notwendigkeit eingesehen, irgendeinen Versuch zu machen, die Aufmerksamkeit von dieser Bahn wieder abzulenken. Und so würde man, da das Dickicht an der Barrière du Roule nun doch einmal etwas Verdächtiges an sich hatte, natürlicherweise auf den Gedanken gekommen sein, die Gegenstände an den Ort zu legen, an welchem sie später dann wirklich gefunden wurden.

Es gibt trotz allem, was der ›Soleil‹ auch sagen mag, keine stichhaltigen Beweise für die Annahme, daß die Gegenstände länger als ein paar Tage dort gelegen haben; dagegen ist es nicht anzunehmen, daß sie, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, die zwanzig Tage zwischen dem verhängnisvollen Sonntag und dem Nachmittag, an dem sie von den Knaben gefunden wurden, dort hätten liegen können, ohne während dieser Zeit von mehr als einer Person bemerkt zu werden. ›Sie waren vom Regen ganz verschimmelt‹, sagt der ›Soleil‹, indem er der Ansicht der übrigen Blätter beipflichtet, ›und klebten vielfach zusammen. Über einige der Gegenstände war schon Gras gewachsen. Die Seide des Sonnenschirmes war stark, und doch war der obere Teil, der am dichtesten zusammengefaltet war, durch und durch verschimmelt und verfault, so daß er, als man den Schirm öffnete, zerriß.‹

Es liegt auf der Hand, daß man sich bezüglich der Wahrheit der Behauptung: ›Über einige der Gegenstände war schon Gras gewachsen‹ auf die Aussagen und das Gedächtnis der beiden kleinen Knaben verlassen muß, denn sie hoben die Gegenstände auf und brachten sie nach Hause, ehe eine dritte Person sie am Fundorte besichtigte. Gras wächst jedoch besonders in so warmem und feuchtem Wetter, wie es zur Zeit des Mordes herrschte, einen, ja, auch zwei und drei Zoll an einem einzigen Tag. Ein Sonnenschirm, der auf einem Boden mit neuem Rasen liegt, kann innerhalb einer Woche durch das neuwachsende Gras den Blicken ganz entzogen werden. Und was den Schimmel anbetrifft (von welchem der Herausgeber der ›Soleil‹ so hartnäckig spricht, daß er in seinem angeführten Artikel das Wort nicht weniger als dreimal gebraucht), da muß ich fragen, ob denn der betreffende Literat so vollständig im unklaren über das Wesen einer Verschimmelung ist? Muß ich ihm erst sagen, daß sie von einer jener zahlreichen Klassen von Schwämmen herrührt, deren bekannte Eigentümlichkeit es ist, daß sie in vierundzwanzig Stunden entstehen und wieder absterben?

So sehen wir also mit einem Male, daß alles das, was man zur Unterstützung der Annahme beigebracht hat, ›die Gegenstände lägen schon wenigstens drei oder vier Wochen in dem Dickicht‹, nur eine Absurdität ist, die nichts für die ganze Behauptung beweist. Andererseits ist es schwer, zu glauben, daß die Gegenstände in dem erwähnten Dickicht unbemerkt länger als von einem Sonntag zum andere hätten liegen können.

Alle Leute, die in der Umgegend von Paris bekannt sind, wissen, wie ungemein schwer es ist, dort eine wirklich einsame Stelle zu finden, wenn man nicht weit über die Vorstädte hinausgehen will. Es gibt in den Wäldchen und Gebüsch keine Stellen, die unbekannt sind oder auch nur selten besucht werden. Es möge nur einmal ein Naturfreund, den seine Pflicht vielleicht in der staubigen, heißen Großstadt gefesselt hält, den Versuch machen, selbst an einem Werktag seinen Durst nach Einsamkeit in der unmittelbaren, anmutigen Umgebung der Stadt zu stillen. Bei jedem zweiten Schritt wird sein Entzücken über die Natur durch den Anblick irgendeines rohen Burschen oder eines Haufens betrunkenen Taugenichtse gestört werden. Er will unter dem dichtesten Blätterdach Schweigen und Einsamkeit suchen - vergebens! Er findet gerade hier die Schlupfwinkel für allerlei lichtscheues Gesindel und

verläßt traurig die entweihten Tempel. Angewidert flieht er in das verdorbene Paris zurück, das er weniger haßt, weil es ein weniger unnatürlicher Sammelplatz der Verderbnis ist.

Wenn nun die Umgebung der Stadt schon an Werktagen so sehr belebt ist - wieviel mehr erst an Sonntagen. Da suchen alle Lumpen und Bösewichter der Stadt, frei von jeder Arbeit und der gewohnten Gelegenheit beraubt, ein Verbrechen zu begehen, die Umgegend auf: nicht aus Liebe zur Natur, für die diese Menschen nicht das geringste Empfinden haben, sondern nur, um dem Zwang und den Schranken, welche die Gesellschaft ihnen auferlegt, zu entfliehen. Diese Buben suchen nicht frische Luft und den Anblick grüner Bäume, sondern nur die Ungebundenheit des Landes, um ihren wüsten Launen freien Lauf zu lassen. In den Gasthäusern an der Landstraße oder unter dem dichten Laubwerk der Bäume überlassen sie sich, froh, nur in Gesellschaft von Spießgesellen zu sein, einer maßlosen, unechten Lustigkeit, die falschem Freiheitsgefühl und der Schnapsflasche entspringt. Ich behaupte hier nicht mehr, als was jedem kühlen Beobachter klar sein dürfte, wenn ich wiederhole, daß es als ein Wunder angesehen werden müßte, wenn die fraglichen Fundgegenstände in einem Dickicht in der unmittelbaren Nähe von Paris länger als von einem Sonntag zum anderen hätten liegen können, ohne entdeckt zu werden.

Verschiedene andere Gründe sprechen dafür, daß die betreffenden Gegenstände in das Dickicht gelegt worden sind, um die öffentliche Aufmerksamkeit von dem wirklichen Schauplatz des Verbrechens abzulenken. Gestatten Sie mir vorerst, Sie auf das Datum der Entdeckung hinzuweisen. Vergleichen Sie dasselbe mit dem Datum des fünften Zeitungsauszuges, den ich Ihnen vorgelegt habe.

Sie werden finden, daß die Entdeckung fast unmittelbar auf die Mitteilungen folgte, die der Abendzeitung gemacht wurden. Alle diese Mitteilungen, obgleich ganz verschieden und anscheinend verschiedenartigen Quellen entstammend, zielten auf eins hin - nämlich darauf, daß eine *Rotte* von Verbrechern den Mord begangen habe und daß der Schauplatz des Mords in der Nähe der Barrière du Roule zu suchen sei. Nun kann es uns nicht mehr in Erstaunen setzen, daß die kleinen Knaben nach solchen Mitteilungen, und nachdem man die öffentliche Aufmerksamkeit auf so bestimmte Punkte gelenkt hatte, die Gegenstände in dem Dickicht fanden; aber man muß annehmen, daß die Kinder diese nur deshalb nicht eher fanden, weil sie nicht früher dorthin gebracht worden waren - weil sie zu einer späteren Zeit, die mit dem Datum der Mitteilungen übereinstimmt, von dem schuldigen Urheber dieser Mitteilungen selbst dahingelegt worden sind.

Das Dickicht war kein gewöhnliches - es hatte verschiedene auffallende Eigentümlichkeiten. Erstens war es, wie erwähnt, ganz außerordentlich dicht; dann fand man im Innern drei sonderbare Steine, die einen Sitz mit Rücklehne und Fußschemel bildeten. Und dieses von der Natur so merkwürdig ausgezeichnete Dickicht befand sich, nur ein paar Meter entfernt, in der unmittelbaren Nähe des Hauses der Frau Deluc, deren Knaben die Gewohnheit hatten, alle Gebüsche in der Umgegend zu durchsuchen, da sie mit Vorliebe Sassafrasrinde sammelten. Wäre es nun unbesonnen, zu wetten, daß kein Tag vorüberging, ohne daß wenigstens einer der Knaben in die schattige Halle eingedrungen und sich auf den natürlichen Thron gesetzt hätte? Wer zögern würde, diese Wette einzugehen, ist entweder selbst nie ein Knabe gewesen oder hat das Wesen eines Knaben vergessen. Ich wiederhole nochmals: es ist kaum zu begreifen, wie die Gegenstände länger als ein oder zwei Tage in dem Dickicht hätten bleiben können, ohne entdeckt zu werden. Man hat also, trotz der dogmatischen Unwissenheit des ›Soleil‹, triftige Gründe, anzunehmen, daß sie erst kurz vor

ihrer Auffindung an den betreffenden Ort gebracht wurden.

Doch habe ich noch andere, stärkere Beweise, die diese meine Behauptung begründen. Zuerst muß ich Sie darauf aufmerksam machen, in welcher gekünstelter Anordnung die Gegenstände umherlagen. Auf dem oberen Stein lag ein weißer Unterrock; auf dem zweiten ein seidenes Schultertuch, und auf dem Boden, wie hingefallen, ein Sonnenschirm, Handschuhe und ein Taschentuch, in welches der Name ›Marie Rogêt‹ eingestickt war. Eine solche Anordnung konnte natürlicherweise nur ein sehr wenig scharfsinniger Kopf treffen, der sich bemühte, die fraglichen Sachen in möglichst natürlicher Lage umherzulegen. In Wirklichkeit jedoch ist eine solche Anordnung durchaus nicht natürlich. Sie wäre es weit eher, wenn die Sachen alle auf dem Boden gelegen hätten und zertreten gewesen wären. In dem engen Raum des Dickichts dürfte es wohl kaum möglich gewesen sein, daß der Unterrock und das Schultertuch auf den Steinen liegenblieben, wenn dort ein Kampf von mehreren Personen stattgefunden hätte. ›Offenbar‹, sagen die Zeitungen aber, ›fand ein Kampf statt - der Boden war zusammengetreten, die Sträucher vielfach geknickt‹ -, und doch findet man den Unterrock so säuberlich aufgehoben, als habe man ihn in einen Schrank gelegt. Die Kleiderfetzen, die an den Büschen umherhingen, waren ungefähr drei Zoll breit und sechs Zoll lang. Eines der Stücke hatte den Saum des Rockes gebildet und war ausgebessert gewesen. Die Fetzen sahen aus ›wie mit Gewalt losgerissene Streifen‹.

Hier spricht der ›Soleil‹, ohne es selbst zu bemerken, einen äußerst verdachterregenden Satz aus. Die Fetzen sehen nach seiner Beschreibung allerdings wie mit Gewalt losgerissene Streifen aus, aber wie Streifen, *die absichtlich* und mit der Hand losgerissen worden sind.

Es kommt höchst selten vor, daß ein Dorn aus einem Kleide wie das beschriebene ein ganzes Stück ausreißt. Es liegt in der Beschaffenheit solcher Gewebe, daß ein Dorn oder ein Nagel sie rechtwinklig zerreißt, das heißt, sie in zwei längliche Risse teilt, die an der Stelle, an welcher der fragliche Gegenstand eingedrungen ist, in einem rechten Winkel zusammenlaufen. Aber es ist kaum denkbar, daß auf diese Weise ein ganzes Stück ausgerissen wird. Mir ist kein solcher Fall bekannt, und Ihnen wohl ebensowenig!

Um aus solchen Geweben ein Stück auszureißen, sind fast immer zwei verschiedene, in verschiedener Richtung wirkende Kräfte nötig. Hat das Gewebe zwei Kanten, wie zum Beispiel ein Taschentuch, dann, aber auch nur dann, wäre es möglich, daß eine einzige Kraft einen Streifen losreißen könnte. In unserem Falle jedoch handelt es sich um ein Kleid, das nur eine Kante hat. Aus dem inneren, kantenlosen Teil des Kleids kann nie ein einziger Dorn ein Stück vollständig losreißen, und auch mehrere können es nur durch ein Wunder.

Aber selbst da, wo ein Rand ist, werden zwei Dorne nötig sein, von denen der eine in zwei verschiedene Richtungen, der andere aber nur in einer einzigen wirkt, und dies in der Voraussetzung, daß der Rand ungesäumt ist. Ist dies nicht der Fall, so ist die Sache überhaupt nicht möglich. Wir sehen also, wie viele stichhaltige Gründe gegen die Annahme sprechen, daß die an den Sträuchern hängenden Kleiderfetzen wirklich von Dornen abgerissen wurden, und doch verlangt man von uns, zu glauben, daß nicht nur ein Stück, sondern viele auf diese Weise losgerissen wurden.

Und weiter: ›Eines der Stücke hatte den Saum des Rockes gebildet‹, und ›ein anderes war mitten aus der Bahn des Rockes gerissen‹, war also nicht der Saum; das heißt, es war aus dem inneren, ungesäumten Teil des Rockes vollständig ausgerissen worden!

Ich kann es niemandem übelnehmen, wenn er das nicht glauben will, und doch bieten alle diese Dinge zusammen noch nicht so viel triftigen Grund zum Verdacht wie der eine auffallende Umstand, daß die Gegenstände in dem Dickicht überhaupt zurückgelassen wurden, da die Mörder doch vorsichtig genug waren, den Leichnam selbst zu entfernen.

Sie würden mich jedoch mißverstanden haben, wenn Sie glauben, ich wolle bestreiten, daß das Verbrechen in dem Dickicht *selbst* begangen worden wäre. Daß da irgend etwas Unrechtes vor sich gegangen war, ist schon möglich, wahrscheinlicher aber scheint mir, daß sich im Hause der Frau Deluc ein geheimnisvolles Unglück ereignete. Dies ist jedoch im großen und ganzen ein minder wichtiger Punkt. Es ist ja weniger unsere Absicht, den Schauplatz des Verbrechens, als die Verbrecher selbst zu entdecken. Was ich gesagt habe, hatte trotz seiner Ausführlichkeit nur den Zweck, Ihnen erstens die Albernheit der vorschnellen Behauptungen des ›Soleil‹ vor Augen zu führen und zweitens und hauptsächlich den, Sie auf dem natürlichsten Wege dahin zu bringen, daß Sie der noch nicht erledigten Frage, ob das Attentat von einer Rotte von Buben ausgeführt wurde oder nicht, Ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden.

Es genügt für unseren Zweck, auf die empörenden Einzelheiten hinzuweisen, welche der mit der Untersuchung des Leichnams betraute Chirurg vor Gericht ausgesagt hat. Ich rufe Ihnen nur noch einmal ins Gedächtnis zurück, daß seine von den Zeitungen veröffentlichten Schlüsse über die Anzahl der Buben von allen namhaften Pariser Anatomen als durchaus unbegründet und unrichtig verhöhnt worden sind. Ich behaupte nicht, daß die Sache *nicht* so hätte sein *können*, wie der Chirurg sie darstellt - es liegt nur kein Grund zu einem solchen Schluß vor. Sollten aber nicht Tatsachen vorhanden sein, die uns notwendig zu anderen Folgerungen zwingen?

Denken wir nun einmal über die ›Spuren des Kampfes‹ nach und lassen Sie mich fragen, was man uns durch diese beweisen will. Daß eine *Rotte* das Verbrechen vollführt hat? Beweisen sie uns nicht viel eher, daß dies nicht der Fall war? Kann von einem Kampf die Rede sein zwischen einem schwachen, wehrlosen Mädchen und einer Rotte von Buben - und noch dazu von einem Kampf, der so lange und heftig geführt wurde, daß überall ›Spuren‹, von ihm zurückblieben? Ohne daß ein Wort gesprochen worden wäre, hätten sich einige rauhe, feste Arme des Opfers bemächtigt und jeden Kampf unnötig gemacht. Sobald sie nur wollten, mußte ihnen das unglückliche Mädchen ganz und gar zu Willen sein.

Sie werden sich daran erinnern, daß unsere Gründe gegen die Annahme, das Dickicht sei der Schauplatz des Verbrechens, nur dann Geltung haben, wenn man annimmt, der Mord sei von *mehr als einem einzigen Individuum* ausgeführt worden. Stellen wir uns jedoch vor, daß nur eine Person das Mädchen vergewaltigt hat, so können wir uns auch den Kampf so hartnäckig und heftig denken, daß er deutliche ›Spuren‹ zurückließ.

Doch dienen uns noch weitere Umstände zur Aufklärung. Ich habe schon erwähnt, wie verdächtig es ist, daß die fraglichen Gegenstände in dem Dickicht überhaupt zurückgelassen wurden. Es ist fast unmöglich, daß diese Beweisstücke *zufällig* an dem Ort, an welchem man sie gefunden hat, zurückgelassen worden sind. Man hatte Geistesgegenwart genug, so wollen wir wenigstens fürs erste annehmen, den Leichnam fortzuschaffen, und doch läßt man weit belastendere Beweisstücke als den Leichnam selbst, dessen Züge die Verwesung schnell unkenntlich machen konnte, auf dem Schauplatz des Verbrechens liegen - ich meine das Taschentuch mit dem Namen der Ermordeten. Wenn dies ein Zufall war, so ist es *kein* Zufall, der sich hätte ereignen können, wenn eine ganze Rotte den Mord begangen hätte. Er

konnte nur einem einzelnen Individuum begegnen. Sehen wir weiter! Eine einzige Person hat den Mord begangen! Der Betreffende befindet sich mit dem Leichnam der Getöteten allein. Entsetzt sieht er sie als tote, bewegungslose Masse vor sich liegen. Die Wut seiner Leidenschaft ist verbraucht und Raum genug in seinem Herzen für den Schrecken, den ihm seine Tat nun einflößt. Er fühlt nichts von jener Ermutigung, welche die Gegenwart anderer Personen immerhin einflößt, er ist ja *allein* mit der Toten! Er zittert und gerät in namenlose Aufregung. Doch bleibt er sich bewußt, daß er den Leichnam beiseite schaffen muß. Er schleppt ihn also in den Fluß, läßt jedoch die anderen Schuldbeweise zurück, denn es ist schwer, ja, fast unmöglich, alles auf einmal fortzuschaffen, und das Zurückgelassene kann er ja leicht nachher holen. Aber auf dem mühsamen Wege zum Wasser verdoppelt sich seine Angst. Von überallher vernimmt er die Stimmen des Lebens. Wohl zeh-, wohl zwanzigmal hört er Tritte und glaubt sich entdeckt. Selbst die Lichter der Stadt erfüllen ihn mit Entsetzen. Endlich, nachdem er oftmals in Todesangst stillgestanden, erreicht er das Flußufer und entledigt sich, vielleicht mittels eines Bootes, seiner gräßlichen Bürde. Aber welche Macht der Erde, welche Drohung, welches Versprechen könnte nun den einsamen Mörder veranlassen, den mühevollen, gefährlichen Weg nach dem unheimlichen Dickicht, das ihn an seine schauerhafte Tat erinnert, zurückzugehen? Er geht nicht zurück, komme, was da wolle. Er *kann* nicht mehr zurück, selbst wenn er wollte. Er hat nur noch den einen Gedanken: fliehen! Und so wendet er dem unheimlichen, schreckensvollen Gebüsch den Rücken und flieht - flieht.

Wie verhält es sich nun aber, wenn wir eine ganze *Rotte* als Täter annehmen? Das Bewußtsein, zu so vielen zu sein, hätte sie verwegen gemacht, wenn es in der Brust eines der Erzschorken, aus denen sich solch eine Bande zusammensetzt, je an Verwegenheit fehlte. Ihre Anzahl würde sie vor dem blinden Schrecken bewahrt haben, der in einem solchen Fall ein einzelnes Individuum befällt. Wenn wir annehmen, daß einer, ja zwei oder drei bei der Wegschaffung des Leichnams etwas übersehen hätten, so würde ein vierter den Fehler wieder gutgemacht haben. Sie würden nichts zurückgelassen haben, denn es wäre ihnen möglich gewesen, alles auf einmal fortzuschaffen. Sie hätten nicht nötig gehabt, nach dem Dickicht zurückzukehren.

Erinnern Sie sich jetzt des Umstands, daß aus dem oberen Rock des gefundenen Leichnams ein etwa fußbreiter Streifen vom unteren Saume bis zur Taille *aufgerissen*, jedoch nicht *losgerissen* worden war. Dieser Streifen war dreimal um die Taille gewickelt und im Rücken zu einer Art Schlinge zusammengeknotet worden. Es geschah das offenbar, um eine Handhabe herzustellen, mittels derer der Körper fortgetragen werden konnte. Hätte jemals eine Anzahl von Männern zu einem solchen Hilfsmittel gegriffen? Waren es ihrer bloß drei oder vier, so boten die Gliedmaßen des Körpers die besten und bequemsten Handhaben - nur ein einzelner konnte auf den Gedanken kommen, den Körper auf die beschriebene Weise fortzutragen; und dies stimmt zu der Tatsache, daß zwischen dem Dickicht und dem Fluß Zäune niedergebrochen waren und daß der Boden Spuren von einer Last aufwies, die über ihn hergezogen, geschleift worden war. Würde sich eine Anzahl von Männern die Mühe gemacht haben, Zäune zu durchbrechen, um einen Körper hindurchzuziehen, den sie in einem Augenblick hinüberheben konnten? Würde überhaupt eine Anzahl Männer einen Leichnam so *fortgezogen* haben, daß deutliche Spuren davon auf dem Boden zurückblieben?

Hier müssen wir auf eine Bemerkung des ›Commercial‹ zurückkommen, auf die ich mich schon einmal bezogen habe. Diese Zeitung sagt: ›Aus einem der Unterröcke des unglücklichen jungen Mädchens war ein Streifen herausgerissen, und diesen hatten die Täter

ihm fest um den Hals gebunden und hinten am Kopfe zusammengeknotet, wahrscheinlich um es am Schreien zu hindern. Dies konnten nur Burschen getan haben, die kein Taschentuch besaßen.<

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß die gewohnheitsmäßigen Verbrecher nie ohne Taschentuch ausgehen. Doch wollte ich jetzt Ihre Aufmerksamkeit nicht auf diese Tatsache lenken. Daß der Streifen Zeug nicht mangels eines Taschentuches um den Hals der Unglücklichen gewunden wurde, ersieht man daraus, daß im Dickicht ein solches liegengelassen ist, und daß es nicht in der Absicht geschah, das Opfer am Schreien zu hindern, beweist die Anwendung einer Binde statt eines Gegenstandes, der diesem Zwecke viel besser entsprochen hätte.

Die Zeugenaussagen haben jedoch ergeben, daß die fragliche Binde lose um den Hals geschlungen und durch einen starken Knoten befestigt gewesen ist. Diese Worte sind zwar ziemlich unbestimmt, doch weichen sie wesentlich von der betreffenden Behauptung des ›Commercial‹ ab. Der Streifen war achtzehn Zoll breit und konnte deshalb, selbst wenn er auch nur aus Musselin bestand, ein starkes Band bilden, sobald er der Länge nach zusammengefaltet oder zusammengenommen war, wie man ihn in der Tat an dem Leichnam gefunden hat. Ich schließe hieraus folgendes:

Nachdem der einsame Mörder den Leichnam (ob vom Dickicht oder von einem anderen Ort aus, lassen wir einstweilen dahingestellt) mittels des um den Leib gewundenen und durch eine Schlinge befestigten Bandes eine Strecke weit getragen hatte, wurde ihm die Bürde zu schwer. Er beschloß, diese auf dem Boden fortzuziehen - und daß dies wirklich geschehen ist, hat die Beweisaufnahme mit Sicherheit ergeben. Zu diesem Zweck jedoch mußte er irgend etwas Seilartiges an einer der Extremitäten festbinden. Der Hals war für diesen Zweck am besten geeignet, denn der Kopf verhinderte das Abgleiten der Schlinge. Nun hat der Mörder zweifellos zuerst daran gedacht, sich des um die Taille gewundenen Streifens zu bedienen. Die feste Schlinge jedoch nahm Zeit zum Lösen in Anspruch, und zugleich fiel ihm ein, daß der Streifen ja aus dem Rock gerissen worden sei und es leichter sein müsse, einen neuen aus den Kleidern der Toten zu reißen, als den alten zu lösen. Er riß ihn denn auch heraus, befestigte ihn um den Hals des Opfers und zog es bis an das Flußufer fort. Daß dieses Band, welches er sich nur mit Mühe und Zeitverlust verschaffen konnte und das seinem Zweck nur unvollkommen entsprach, *überhaupt* verwendet wurde, beweist klar, daß sich seine Notwendigkeit erst dann herausstellte, als das Taschentuch nicht mehr wiederzuerlangen war, d. h.: als der Mörder mit seiner Last das Dickicht (vorausgesetzt, daß er von dort losgegangen war) schon verlassen und eine längere Strecke nach dem Flußufer zu gegangen war.

Aber Sie werden mir entgegenhalten, daß Frau Deluc deutlich genug von einer Rotte von Bösewichtern gesprochen hat, die sich genau oder ungefähr um die Zeit der Mordtat in dem Wäldchen umhergetrieben hat. Dies gebe ich zu, halte es sogar für möglich, daß ein Dutzend solcher Banden um die Zeit, als das Verbrechen geschah, in der Nähe der Barrière du Roule ihr Unwesen getrieben haben. Aber diese Rotte, welche sich den Zorn der Frau Deluc und ihre etwas verspätete Verdächtigung zugezogen hat, ist die einzige Rotte, von der die redselige Dame bemerkt, daß sie ihre Kuchen gegessen und ihren Branntwein getrunken habe, ohne es der Mühe wert zu finden, die Zeche zu zahlen. Et hinc illae irae!

Worauf läuft im Grunde genommen die ganze Aussage der Frau Deluc hinaus? Eine Rotte von Taugenichtsen erschien in ihrem Lokal, sie vollführten einen wüsten Lärm, aßen und

tranken, ohne zu zahlen, schlugen denselben Weg ein, den zuvor der junge Mann und das Mädchen genommen hatten, kehrten zur Zeit der Dämmerung noch einmal in dem Gasthaus ein und setzten dann, als seien sie in großer Eile, wieder über den Fluß.

Diese große Eile erschien der guten Frau Deluc aber wahrscheinlich größer, als sie wirklich war, denn sie jammerte in einem fort über ihren Kuchen und ihren Branntwein, für den sie noch bis zum letzten Moment Zahlung erwartet haben mochte. Warum sollte sie auch sonst gerade die Eile der Burschen so betonen, es war ja schon spät, schon um die Dämmerung, als diese wieder über den Fluß setzten! Es ist doch weiter nicht erstaunlich, daß eine Gesellschaft selbst von Bösewichtern sich eilt, nach Hause zu kommen, wenn sie in kleinen Kähnen einen breiten Fluß zu kreuzen hat, wenn ein Gewitter droht und die Nacht herankommt.

Ich sage ›herankommt‹, denn es war noch nicht Nacht, sondern erst Dämmerung, als die unziemliche Eile der Bösewichter die nüchternen Augen der Frau Deluc beleidigte. Wir haben jedoch auch erfahren, daß an demselben Abend Frau Deluc sowohl wie ihr ältester Sohn ›in der Nähe ihres Wirtshauses das Geschrei einer weiblichen Stimme‹ gehört haben. Und mit welchen Worten bezeichnet Frau Deluc die Zeit, um die sie das Schreien vernahm? Es war ›bald, nachdem es dunkel geworden‹, sagt sie. Aber ›bald, nachdem es dunkel geworden‹, ist es doch so bestimmt dunkel, wie es ›um die Dämmerung‹ noch hell ist. Es ist also klar genug, daß die Rotte die Barrière du Roule verlassen hatte, *ehe* Frau Deluc das Geschrei hörte. Und obgleich in den vielen Zeitungsberichten die Zeugenaussagen genau so angeführt sind, wie ich sie hier zitiert habe, so hat doch bis heute keines der öffentlichen Blätter, keiner der Polizeiaagenten auf den groben Widerspruch hingewiesen, den diese beiden Aussagen enthalten.

Ich habe nur noch einen Grund gegen die Annahme, daß eine Rotte die Tat vollführte, hinzuzufügen, aber wenigstens dieser eine muß nach meinem Dafürhalten jedermann vollständig überzeugen. Da man eine große Belohnung ausgesetzt und jedem Mitschuldigen, falls er alle Täter nennt, volle Begnadigung zugesichert hat, läßt sich nicht annehmen, daß aus einer Bande roher Gesellen oder überhaupt aus einer Anzahl beteiligter Menschen nicht längst einer die anderen verraten hätte. Jeder, der zu einer solchen Rotte gehört, wird sich die Sache gut überlegen; es liegt ihm weniger daran, die Belohnung zu erhalten, als straflos auszugehen. Er muß fürchten, daß ein Verräter unter ihnen sei und um nicht selbst verraten zu werden, wird er schnell und gern zum Ankläger. Daß das Geheimnis noch nicht aufgeklärt worden ist, beweist am besten, daß hier wirklich ein Geheimnis waltet. Die schaudervollen Einzelheiten dieses gräßlichen Verbrechens sind nur einem, höchstens zwei Menschen und Gott allein bekannt.

Nun wollen wir die spärlichen, aber durchaus richtigen Ergebnisse unserer langen Analyse zusammenfassen. Wir haben festgestellt, daß der Mord entweder im Hause der Frau Deluc oder in dem Dickicht an der Barrière du Roule verübt worden ist, und zwar von einem Liebhaber oder wenigstens von einem geheimen intimen Bekannten der Ermordeten. Dieser Bekannte ist von dunkler Gesichtsfarbe. Diese sowohl wie die Schlinge an dem um die Taille gewundenen Streifen und der sogenannte Schifferknoten, mit dem die Hutbänder zusammengebunden waren, weisen auf einen Seemann hin. Daß er mit der Verstorbenen, einem lebenslustigen, aber keineswegs verworfenen jungen Geschöpfe so nahe bekannt gewesen ist, beweist, daß er mehr als ein gemeiner Matrose war. Auch unterstützen die energischen, gut geschriebenen Mitteilungen, welche er an verschiedene Zeitungen gesandt

hat, unsere Annahme. Die erste Flucht von zuhause, welche der ›Mercur‹ erwähnt, legt uns den Gedanken nahe, daß dieser Seemann mit jenem Marineoffizier, welcher die Unglückliche zuerst ins Verderben gelockt hat, identisch sei.

Und hier drängt sich uns sofort die Frage auf, warum denn der Mann mit der dunklen Gesichtsfarbe nicht längst mit irgendwelchen Aussagen hervorgetreten sei. Ich muß bemerken, daß er von ganz *ungewöhnlich* dunklem Teint gewesen sein muß, weil dieser Umstand sowohl der Frau Deluc wie auch ihrem Sohne Valence so sehr aufgefallen ist, daß sie sich seiner sofort wieder erinnerten. Weshalb meldet sich dieser Mann nicht? Wurde auch er von der Rotte ermordet? Wenn dies der Fall ist, weshalb findet man nur Spuren von dem jungen Mädchen? Der Schauplatz beider Verbrechen wäre doch derselbe gewesen. Wo blieb sein Leichnam? Die Mörder würden ihn doch höchstwahrscheinlich auf dieselbe Weise wie den des Mädchens fortgeschafft haben.

Aber man wird sagen, dieser Mann lebt noch, und nur die Furcht, des Mordes angeklagt zu werden, bestimmt ihn, sich versteckt zu halten. Doch könnte ihn dieser Grund erst jetzt, nachdem es bekannt geworden ist, daß er mit dem Mädchen gesehen wurde, bewegen, im Verborgenen zu bleiben, zur Zeit jedoch, in welcher der Mord verübt wurde, hätte ihn diese Rücksicht noch nicht zum Stillschweigen veranlassen können. Ein Unschuldiger hätte in seinem eigenen Interesse das Verbrechen sofort angezeigt und dazu beigetragen, die Bösewichter zu entdecken. Man hatte ihn mit dem Mädchen gesehen, er war in einer offenen Fähre mit ihr über den Fluß gefahren. Selbst ein Dummkopf hätte eingesehen, daß die Denunziation der Mörder das einzigste und sicherste Mittel sei, sich selbst von jedem Verdacht zu reinigen. Wir können nicht annehmen, daß er, falls er selbst unschuldig war, von dem in der verhängnisvollen Sonntagnacht verübten Verbrechen nichts gewußt habe. Und doch könnten wir uns nur unter diesen unmöglichen Umständen erklären, daß er, falls noch am Leben, es unterlassen hat, die Mörder anzuzeigen.

Und welche Mittel haben wir, die Wahrheit festzustellen? Je weiter wir vorgehen, desto zahlreicher und deutlicher werden wir sie erkennen. Erforschen wir einmal die Umstände, unter denen die erste Flucht vor sich ging. Machen wir uns mit der ganzen Geschichte des ›Offiziers‹, mit seinen Lebensverhältnissen bekannt und suchen wir herauszubringen, wo er sich am Tage des Mordes aufgehalten hat. Vergleichen wir sorgfältig die einzelnen Mitteilungen an die ›Abendzeitung‹, welche den Verdacht auf eine ganze Rotte lenken wollen, und, wenn dies geschehen ist, die gesamten Zuschriften an die ›Abendzeitung‹ in bezug auf Stil und Handschrift mit den früher erschienenen, an das ›Morgenblatt‹ gerichteten Briefen, welche Mennais so hartnäckig der Täterschaft beschuldigten. Und ist auch dies geschehen, so wollen wir das gesamte Material wiederum mit einigen Schriftstücken des Offiziers vergleichen. Wir werden Frau Deluc und ihre Knaben sowie den Omnibuskutscher Valence wiederholt verhören lassen, um Näheres über die persönliche Erscheinung, die Haltung und das Benehmen des Mannes mit der dunklen Gesichtsfarbe zu erfahren. Geschickt gestellte Fragen werden sowohl über diesen Punkt wie auch über einige andere allerlei Neues ergeben, von dem die betreffenden Personen selbst jetzt noch nicht wissen, daß es ihnen bekannt ist. Weiterhin wollen wir die Spur des Bootes, das der Schiffer am Montag, den 29. Juni, aufgefunden hat und das von der Zollstation ohne Wissen des wachhabenden Beamten und ohne Ruder wieder weggeholt wurde, bis über die Zeit der Auffindung des Leichnams hinaus verfolgen. Wenn wir mit Vorsicht und Beharrlichkeit zu Werke gehen, wird uns dies unfehlbar gelingen, denn wir können nicht nur den Schiffer, der es herrenlos treiben sah, ausforschen, auch das Ruder soll uns Auskunft verschaffen. Ein

Mensch mit reinem Gewissen hätte das Ruder eines Segelbootes sicher nicht so ohne weiteres im Stich gelassen. Hier muß ich noch eine Frage stellen. Es wurde nirgends bekannt gemacht, daß ein Boot aufgefunden worden war. Es wurde stillschweigend zur Station der Zollschiffe gebracht und verschwand so auch wieder von dort. Wie konnte nun sein Eigentümer oder sein Mieter schon Dienstag morgens den Ort kennen, an dem das Boot montags geborgen worden war, da doch dem Publikum nicht die geringste Mitteilung von seiner Auffindung zugegangen ist? Drängt sich uns da nicht die Vermutung auf, der Mann, der es heimlich von der Station wieder fortgeholt hat, stehe mit der Marine in einer beständigen persönlichen Verbindung, die es ihm ermöglicht, alles, was in ihrem Bereiche vorkommt, sofort zu erfahren?

Ich habe schon einmal darauf hingedeutet, daß der einsame Mörder, nachdem er seine Bürde ans Ufer gezogen hat, sich wahrscheinlich eines Bootes bedient habe. Ja wir müssen unbedingt zu dem Schluß kommen, daß der Leichnam aus einem Boot in den Fluß geworfen wurde, da er dem seichten Wasser am Ufer nicht anvertraut werden konnte. Die eigentümlichen Spuren, die man auf dem Rücken und den Schultern des Opfers bemerkte, weisen auf heftige Berührung mit den unteren Rippen eines Bootes hin. Auch der Umstand, daß der Körper ohne Gewicht gefunden wurde, bestärkt mich in meiner Annahme. Wäre er vom Ufer aus in das Wasser geschleudert worden, so hätte es der Mörder sicher nicht unterlassen, ihn durch irgendein Gewicht zu beschweren. Daß dies nicht geschah, können wir uns nur dann erklären, wenn wir annehmen, er habe es vergessen, einen Stein oder dergleichen mit ins Boot zu nehmen, als er vom Ufer abstieß. Als er den Leichnam nun dem Wasser übergeben wollte, bemerkte er natürlich sein Versehen, aber jetzt war es zu spät, das Versäumte nachzuholen. Lieber setzte er sich jeder kommenden Gefahr aus, als der, an das verruchte Ufer zurückzukehren. Kaum jedoch hatte er das Boot seiner grausigen Bürde entledigt, so ruderte er schnell nach der Stadt zurück wo er an irgendeiner einsamen Landungsstelle ohne Gefahr ans Land springen durfte. Aber konnte er das Boot noch anbinden? Er hatte nicht Zeit genug, an solche Nebensächlichkeiten zu denken. Auch war die Gefahr zu groß, während des Festbindens am Anlegeplatze gesehen zu werden. Das Boot konnte ihn leicht verraten, er mußte es mit allem, was zu dem Verbrechen in Beziehung stand, auf das schnellste und möglichst weit von sich entfernen. Er mußte nicht nur selbst sofort von der Landungsstelle fliehen, auch das Boot durfte dort nicht bleiben. Das einfachste und sicherste war, es der Strömung zu überlassen.

Denken wir uns nun weiter in die Lage des Mörders hinein. Am folgenden Morgen bemerkt der Elende mit unsäglichem Entsetzen, daß das Boot aufgefangen wurde und an dem Orte aufbewahrt wird, den sein Beruf ihn häufig zu besuchen zwingt. In der folgenden Nacht schafft er das Boot weg, ohne zu wagen, das Ruder zurückzuverlangen.

Wo befindet sich jetzt dies Boot, das seines Ruders beraubt ist? Bei dieser Frage muß unsere Tätigkeit einsetzen! Blinkt in dieser Nachforschung ein Schimmer von Erfolg auf, so werden wir bald das ganze Geheimnis aufhellen können. Das Boot wird uns mit einer Schnelligkeit, über die wir selbst erstaunen werden, zu dem Manne führen, der es in jener verhängnisvollen Sonntagnacht benutzt hat. Die Bestätigungen unserer Annahmen werden sich häufen und uns in Kürze den Mörder zeigen.«

Anmerkung des Herausgebers der Zeitung, in der die vorstehende Erzählung ›Das Geheimnis von Marie Rogêts Tod‹ zuerst erschien: ›Aus Gründen, die ich hier nicht auseinandersetzen will, die aber viele meiner Leser erraten werden, habe ich es für

angemessen erachtet, den Teil des in meine Hand gelangten Manuskriptes nicht mitzuteilen, der die Untersuchung betrifft, die mit Hilfe der von Dupin entdeckten, anscheinend so unbedeutenden Anzeichen alsbald begonnen wurde und das gewünschte Resultat erzielte. Es bleibt mir nur noch zu bemerken übrig, daß der Präfekt pünktlich, wenn auch mit einem gewissen Widerstreben, die Bedingungen des Kontraktes erfüllte, den er mit Dupin eingegangen war. Das Manuskript des Herrn Poe schließt mit folgender allgemeinen Betrachtung:

Es ist wohl unnötig, ausdrücklich zu bemerken, daß ich von bloßem Zusammentreffen und von nichts weiter rede. Was ich gesagt habe, muß genügen. Ich selbst glaube nicht im geringsten an übernatürliche Dinge. Daß die Natur und Gott zwei sind, wird kein denkender Mensch ableugnen, und daß Gott die Natur nach ihrer Erschaffung gemäß seinem Willen leiten, regieren und ändern kann, ist ebenfalls unbestreitbar. Denn es handelt sich hier um eine Willens- und nicht um eine Machtfrage, wie eine absurde Logik angenommen hat. Nicht, daß die Gottheit ihre Gesetze nicht ändern könnte, aber wir beleidigen sie, wenn wir die Möglichkeit annehmen, daß jemals die *Notwendigkeit* einer solchen Veränderung an sie herantreten würde. Die Gesetze sind von ihrem Ursprung an so gemacht, daß sie alle Zufälligkeiten, die in der Zukunft beschlossen liegen könnten, in sich fassen. Denn für Gott ist alles gegenwärtig.

Ich wiederhole also, daß ich diese Dinge für nichts weiter als für ›bloß zusammengetroffen‹ halte. Aus meiner Erzählung wird man ersehen haben, daß zwischen dem Schicksal der unglücklichen Mary Cécilia Rogers, soweit dieses bekannt wurde, und der Geschichte einer gewissen Marie Rogêt, soweit man Näheres über sie weiß, eine Parallele besteht, deren absolute Übereinstimmung den Verstand in Verwirrung bringen könnte. Ich bin sicher, daß jedermann darüber staunen muß. Man vermute jedoch nicht, daß ich bei meinem Bemühen, die Geschichte der Marie Rogêt von dem letztbekannten Punkte bis zur Aufklärung des Geheimnisses zu verfolgen, die Absicht gehabt habe, die Parallele noch weiter zu führen und anzudeuten, daß die in Paris angewandten Maßregeln, den Mörder eines Mädchens zu entdecken, oder überhaupt irgendwelche auf dem gleichen logischen Vorgehen begründete Maßregeln auch stets ein gleiches Resultat herbeiführen würden.

Denn bezüglich des letzten Teiles einer solchen Vermutung muß man bedenken, daß die kleinste Abweichung in den Grundtatsachen dieser beiden Fälle zu den schlimmsten Irrtümern in der Berechnung Anlaß geben könnte, indem sie die Ströme der Ereignisse von vornherein in abweichende Richtung bringt - wie denn auch in der Arithmetik ein an sich geringfügiger Irrtum durch die verschiedenen Multiplikationen zuletzt zu einem Resultat führen kann, das von dem wirklichen Ergebnis erstaunlich weit entfernt ist.

Und bezüglich des ersten Teiles dürfen wir nie vergessen, daß gerade die Wahrscheinlichkeitsrechnung, derer ich mich bedient habe, den Gedanken an eine Weiterführung der Parallele ausschließt, und zwar mit um so größerer Bestimmtheit, da diese Parallele schon von vornherein ungewöhnlich ausgedehnt und exakt gewesen ist. Diese letztere Behauptung scheint an sich einen Widerspruch zu enthalten, und bis heute haben eigentlich nur die Mathematiker begriffen, daß dem nicht so ist, obgleich sie aus einem ihnen fremden Gebiete hervorgegangen ist. Nichts ist zum Beispiel schwieriger, als einem Leser, der sich nicht viel mit dergleichen Berechnungen beschäftigt hat, zu beweisen, daß, wenn ein Würfelspieler zweimal hintereinander die Sechs geworfen hat, diese Tatsache ein genügender Grund ist, zu wetten, daß er zum drittenmal die Sechs nicht werfen wird. Auf

den ersten Blick scheint sich diese Annahme nicht mit dem gesunden Menschenverstand vereinigen zu lassen. Man kann nicht einsehen, warum die zwei Würfe, die schon getan sind und nun vollständig der Vergangenheit angehören, auf einen Wurf Einfluß haben können, der noch in der Zukunft liegt. Die Wahrscheinlichkeit, *nochmals* sechs zu werfen, scheint genau ebenso groß zu sein wie in jedem beliebigen anderen Moment, das heißt: nur dem Einfluß der fünf anderen noch möglichen Würfe zu unterliegen. Dies scheint eine Wahrheit und so offenbar zu sein, daß jeder Versuch, sie zu widerlegen, viel eher mit spöttischem Lächeln als aufmerksamem Interesse aufgenommen wird. Auf diesen hier angedeuteten, oft folgenschweren Irrtum kann ich - da der Raum, der mir zu Gebote steht, es nicht zuläßt - unmöglich weiter eingehen: für den Philosophen wäre es auch gar nicht nötig. Es genügt, hier zu sagen, daß dieser Irrtum zu der unendlichen Reihe von Irrtümern gehört, die sich die Vernunft in ihrem unglückseligen Hang, die Wahrheit in Einzelheiten zu suchen, selbst in den Weg geworfen hat!

[Nächste Geschichte](#)

[Titelseite](#)

Der entwendete Brief

Nil sapientiae odiosius acumine nimio (Seneca)

Ich war im Jahre 18.. in Paris und erfreute mich an einem dunklen, stürmischen Herbstabend mit meinem Freunde August Dupin in dessen kleinem Bibliothek- oder Studierzimmer des doppelten Genusses einer Meerschampfeife und beschaulichen Nachdenkens. Seit wenigstens einer Stunde waren wir in tiefes Schweigen versunken, und jeder zufällige Beobachter hätte geglaubt, daß wir uns angelegentlichst und ausschließlich mit den Rauchwolken beschäftigten, die das ganze Zimmer einhüllten. Ich erwog jedoch in Gedanken noch einige Punkte der Unterredung, die ich zu Anfang des Abends mit meinem Freunde gehabt und welche sich auf die Begebenheiten in der Rue Morgue und auf den geheimnisvollen Mord der Marie Rogêt bezogen hatte. Ich mußte es deshalb für ein sonderbares Zusammentreffen halten, daß, als sich die Tür unseres Zimmers öffnete, unser alter Bekannter, Herr G., der Pariser Polizeipräfekt, eintrat.

Wir begrüßten ihn auf das herzlichste; denn wenn der Mann auch manche verächtlichen Eigenschaften besaß, so war er doch sehr unterhaltend, und wir hatten ihn sehr lange nicht gesehen. Da wir bis jetzt im Dunkeln gesessen hatten, erhob sich Dupin, um eine Lampe anzuzünden, doch setzte er sich sogleich wieder, als G. sagte, er sei gekommen, um uns um Rat zu fragen oder vielmehr die Meinung meines Freundes über ein Amtsgeschäft einzuholen, das ihm schon große Unruhe bereitet habe.

»Wenn es sich um einen Fall handelt, der Nachdenken erfordert«, warf Dupin ein und hielt mit dem Anzünden inne, »so ist es besser, wir prüfen ihn im Dunkeln.«

»Das ist wieder eine Ihrer Sonderbarkeiten«, sagte der Präfekt, der geneigt war, alles, was über sein Begriffsvermögen hinausging, »sonderbar« zu nennen und daher mitten in einer unendlichen Schar von »Sonderbarkeiten« lebte.

»Sehr richtig«, antwortete Dupin, während er den Gast mit einer Pfeife versorgte und einen bequemen Sessel für ihn heranschob.

»Um was für Schwierigkeiten handelt es sich denn wieder?« fragte ich. »Doch nicht um eine neue Mordsache?«

»O nein, um nichts Derartiges. Eigentlich liegt der Fall sehr einfach, und ich zweifle nicht im geringsten, daß wir auch allein mit ihm fertig werden. Aber ich dachte mir, Dupin würde gern Näheres über die Sache erfahren, weil sie so außerordentlich »sonderbar« ist.«

»Einfach und sonderbar!« sagte Dupin.

»Allerdings, und doch ist dieser Ausdruck noch nicht exakt genug. Der Fall hat uns alle vollständig verblüfft, denn, so einfach er ist, es weiß doch keiner von uns recht aus noch ein.« »Vielleicht ist es gerade die Einfachheit, welche Sie auf die falsche Fährte leitet«, meinte mein Freund.

»Wie kann man nur solchen Unsinn reden!« antwortete der Präfekt und lachte herzlich.

»Vielleicht ist das Geheimnis zu leicht zu durchschauen«, sagte Dupin.

»Du lieber Himmel, hat man je so was gehört?«

»Vielleicht ist die ganze Sache zu durchsichtig.«

»Ha! Ha! Ha! - Ho! Ho! Ho!« lachte unser Gast vor Vergnügen laut auf. »Dupin, ich werde

noch mal an Ihren Witzen sterben.«

»Um was handelt es sich denn eigentlich?« fragte ich.

»Das sollen Sie gleich hören«, antwortete der Präfekt, blies eine dicke, beschauliche Rauchwolke von sich und lehnte sich bequem in seinen Sessel zurück. »Ich will es Ihnen in ein paar Worten sagen; doch muß ich vorausschicken, daß meine Angelegenheit die größte Diskretion erfordert. Ich könnte meine Stellung einbüßen, wenn es bekannt würde, daß ich die Sache irgend jemandem anvertraut hätte.«

»Nur weiter«, sagte ich.

»Oder auch nicht«, sagte Dupin.

»Nun gut also. Ich habe persönlich von höchster Stelle die Nachricht erhalten, daß aus den königlichen Gemächern ein äußerst wichtiges Dokument entwendet worden ist. Die Person, die es sich angeeignet hat, ist bekannt; daß man sie ungerecht verdächtigt, ist ausgeschlossen, denn man hat sie bei der Tat beobachtet. Man weiß ebenfalls, daß sich das Schriftstück noch in ihrem Besitz befindet.«

»Woher weiß man das?« fragte Dupin.

»Man schließt es mit absoluter Gewißheit aus der Natur des Dokumentes«, erwiderte der Präfekt, »sowie auch aus der Tatsache, daß sich gewisse Resultate noch nicht ergeben haben, die sofort zutage treten würden, wenn es aus dem Besitz des Diebes in andere Hände überginge - das heißt, wenn er es zu dem Zweck verwendete, zu dem allein er es gestohlen haben kann.«

»Werden Sie doch ein wenig deutlicher«, sagte ich.

»Gut, dann will ich so weit gehen und noch verraten, daß dies Papier seinem Besitzer eine gewisse Macht verleiht, und zwar in einer Sache, in der diese Macht von unermeßlichem Wert ist.« Der Präfekt liebte es, sich in diplomatischen Redewendungen zu bewegen.

»Ich verstehe noch immer nicht recht«, sagte Dupin.

»So? Nun, wenn man das Dokument einer dritten Person, deren Namen ich verschweigen will, übergeben würde, wäre die Ehre einer anderen, sehr hochstehenden Person kompromittiert, und diese Tatsache gibt dem Inhaber des Schriftstückes eine Gewalt über die erlauchte Person, deren Ehre und deren Friede auf diese Weise in steter Gefahr schwebt.«

»Aber diese Gewalt«, warf ich ein, »könnte doch nur ausgeübt werden, wenn der Dieb wüßte, daß der Bestohlene um seinen Diebstahl weiß. Wer aber würde wagen ... «

»Der Dieb«, sagte G., »ist der Minister D., der *alles* wagt, ohne sich Skrupel zu machen, ob seine Handlungen eines Mannes würdig sind oder nicht. Er ging bei seinem Diebstahl ebenso scharfsinnig wie kühn zu Werke. Das fragliche Dokument - um es frei herauszusagen: den Brief also - hatte die bestohlene Person erhalten, als sie sich im königlichen Boudoir allein befand. Während des Lesens wurde sie durch den Eintritt der anderen erlauchten Persönlichkeit, vor der sie ihn gerade sorgfältig verbergen wollte, unterbrochen; nach einem eiligen und vergeblichen Versuch, ihn in einer Schublade zu verbergen, war sie gezwungen, ihn offen, wie er war, auf dem Tisch liegen zu lassen. Die Seite mit der Adresse war nach oben gekehrt, und so kam es, daß der Brief, von dessen Inhalt nichts zu sehen war, weiter nicht bemerkt wurde. Nach diesem kleinen Zwischenfall tritt der Minister D. ein. Sein Luchsauge bemerkt das Papier, erkennt die Handschrift der Adresse, beobachtet die Verwirrung der Person, an die der Brief gerichtet war, und durchschaut das Geheimnis sofort. Nach einigen geschäftlichen Erörterungen, die er in seiner bekannten Art herunterhaspelt, zieht er einen Brief von ungefähr gleichem Aussehen wie dem in Frage stehenden aus dem Portefeuille, öffnet ihn, tut, als ob er ihn läse, und legt ihn dann dicht neben jenen hin. Dann redet er wieder etwa eine Viertelstunde lang über Staatsgeschäfte. Als er sich schließlich verabschiedet, nimmt er statt seines eigenen den Brief vom Tisch, der ihm

nicht gehört. Der rechtmäßige Eigentümer sah es, wagte jedoch natürlicherweise nicht, darauf aufmerksam zu machen, da jene dritte Person, vor der er das Schreiben verbergen mußte, dicht neben ihm stand. Der Minister verließ das Gemach, sein eigener, durchaus unwichtiger Brief blieb auf dem Tisch zurück.«

»Hier haben Sie also«, wandte sich Dupin zu mir, »einen Fall, in dem der Dieb die Gewalt, von der wir eben redeten, in vollstem Maße besitzt: Er weiß, daß der Bestohlene von seiner Tat unterrichtet ist.«

»Ja«, erwiderte der Präfekt, »und die also erlangte Gewalt ist während der letzten Monate in gefährlichem Umfange zu politischen Zwecken angewendet worden. Die bestohlene Person überzeugt sich von Tag zu Tag mehr von der Notwendigkeit, den Brief zurückzuerlangen. Doch kann das natürlich nicht offen geschehen. Jetzt hat sie mir voller Verzweiflung die Sache übertragen.«

»Ich glaube, man hätte auch unmöglich einen scharfsinnigeren Vermittler finden können«, sagte Dupin aus einem ganzen Wirbelwind von Rauchwolken heraus.

»Sehr schmeichelhaft«, erwiderte der Präfekt, »aber es ist immerhin möglich, daß man diese Meinung tatsächlich von mir hat.«

»Es ist klar«, sagte ich, »daß der Brief, wie Sie bemerkten, noch im Besitz des Ministers ist; denn nur der Besitz und nicht die Anwendung des Briefes verleiht ihm seine schädliche Gewalt. Sobald er Gebrauch von dem Brief gemacht hat, ist die durch ihn erlangte Macht dahin.«

»Das ist richtig«, sagte G., »und von dieser Überzeugung ging auch ich aus. Meine erste Sorge war, die Wohnung des Ministers vollständig durchsuchen zu lassen. Die Hauptschwierigkeit bei diesem Unternehmen bestand darin, daß es ohne sein Wissen geschehen mußte. Man warnte mich oft und dringend vor dem Unheil, das er anrichten würde, wenn er unseren Plan nur im geringsten ahnte.«

»Aber solche Nachsuchungen«, sagte ich, »sind doch gerade Ihr Feld. Die Pariser Polizei hat dergleichen doch schon oft vorgenommen.«

»O gewiß! Und deshalb verzweifle ich auch nicht. Außerdem erleichterten mir die Lebensgewohnheiten des Ministers mein Vorhaben in hohem Grade. Er bleibt eine ganze Nacht von zuhause fort. Seine Dienerschaft ist durchaus nicht zahlreich. Ihre Schlafzimmer liegen ziemlich weit von den Räumen des Ministers entfernt, und da sie zumeist Neapolitaner sind, kann man sie leicht betrunken machen. Wie Sie wissen, habe ich Schlüssel, mit denen ich jedes Zimmer, jedes Kabinett in Paris öffnen kann. Seit drei Monaten ist wohl keine Nacht vergangen, in der ich nicht stundenlang in eigener Person die Wohnung des Ministers durchsucht hätte. Es handelt sich hier um meine Ehre und - nun verrate ich ein Geheimnis - um eine enorme Belohnung. Deshalb stellte ich die Nachsuchungen auch nicht eher ein, bis ich mich fest davon überzeugt hatte, daß der Dieb ein listigerer Mann sei als ich selbst. Ich darf mir das Zeugnis ausstellen, daß ich alle Ecken und Winkel, in denen man den winzigsten Papierfetzen hätte verbergen können, gründlichst durchforscht habe.«

»Aber ist es nicht möglich«, warf ich ein, »daß der Minister, obwohl zweifellos noch im Besitz des Briefes, diesen irgendwo anders als in seinem Haus verborgen hält?«

»Das ist nicht anzunehmen«, sagte Dupin. »Wie die Dinge bei Hofe und besonders die Intrigen, in die D. bekanntermaßen verwickelt ist, nun einmal liegen, ist es von größter Wichtigkeit, das Dokument jederzeit bei der Hand zu haben, um es *jeden Augenblick* vorzeigen zu können - ja dieser Punkt ist fast so wichtig wie der Besitz des Schriftstückes selbst.«

»Um es jeden Augenblick vorzeigen zu können?« wiederholte ich.

»Das heißt, zerstören zu können«, meinte Dupin.

»Jedenfalls«, bemerkte ich, »das Papier muß also in der Wohnung sein. Daß der Minister es nicht mit sich herumträgt, steht wohl außer Frage?«

»Vollständig«, sagte der Präfekt, »zweimal schon habe ich ihm, scheinbar von Straßenräubern auflauern und seine Person unter meinen Augen durchsuchen lassen.«

»Diese Mühe hätten Sie sich sparen können«, sagte Dupin. »D. ist doch nicht gerade ein Narr und war Ihres Auflauerns gewärtig.«

»Ein Narr ist er gerade nicht, aber ein Dichter«, meinte G., »und als solcher meiner Meinung nach von einem Narren nicht gar so verschieden.«

»Das stimmt«, sagte Dupin nach einem langen und nachdenklichen Zug aus seiner Meerschaumpfeife, »obwohl ich selbst manchen Knittelvers verbrochen habe.«

»Teilen Sie uns doch die näheren Umstände Ihrer Nachforschungen mit!« sagte ich.

»Nun also, wir nahmen uns Zeit und suchten *überall*. Ich habe in derlei Dingen eine lange Erfahrung. Ich nahm das ganze Gebäude vor, ein Zimmer nach dem anderen, und widmete jedem einzelnen die Nächte einer ganzen Woche. Zuerst durchsuchten wir die Möbel jedes Zimmers. Wir öffneten jedes erdenkliche Schubfach, und Sie können sich denken, daß für einen gut geschulten Polizisten kein Geheimfach oder sonstiges Versteck existiert. Jeder Mann, dem bei einer Haussuchung ein Geheimfach entgeht, ist ein Tölpel. Die Sache ist so einfach. Bei einem Schrank ist doch stets ein ganz genau bestimmter Umfang, ein bestimmter Raum in Betracht zu ziehen. Wir stellen die genauesten Berechnungen an. Nicht der fünfzigste Teil einer Linie könnte uns entgehen.

Nach den Schränken nahmen wir die Stühle vor. Die Polster wurden mit den langen, feinen Nadeln, die Sie wohl schon bei mir gesehen haben, untersucht. Von den Tischen hoben wir die Platten ab.«

»Wozu das?«

»Manchmal entfernt die Person, die einen Gegenstand verbergen will, die Platte des Tisches oder eines ähnlich gestalteten Gegenstandes, höhlt das Bein aus, legt den betreffenden Gegenstand in der Höhlung nieder und befestigt die Platte wieder. Die Bretter und Pfosten von Bettstellen werden auch oft zu ähnlichem gebraucht.«

»Aber könnte man eine solche Höhlung nicht durch Klopfen entdecken?« fragte ich.

»Absolut nicht, wenn man nach dem Hineinlegen des Gegenstandes die Aushöhlung mit Watte gefüllt hat. Überdies mußten wir in unserem Falle jedes Geräusch nach Möglichkeit vermeiden.« »Aber Sie konnten doch unmöglich alle die Möbel auseinandernehmen oder in Stücke zerbrechen, in denen man möglicherweise einen Brief hätte verstecken können. Ein solch kleines Schriftstück kann man so fest zusammenrollen, daß es in Gestalt und Umfang kaum von einer Stricknadel abweicht, und einen solchen Körper könnte man mit Bequemlichkeit zum Beispiel in die Leiste eines Stuhles einlegen. Sie werden doch nicht alle Stühle zerlegt haben?«

»Gewiß nicht! Aber wir machten es noch gründlicher, wir untersuchten die Leisten jedes Stuhles im Hause, ja, sogar die einzelnen Teile jeder Art von Möbel mit einem stark vergrößernden Mikroskop. Wären irgendwo die Spuren einer kurz zuvor geschehenen Abänderung sichtbar gewesen, so wäre es uns gewiß nicht entgangen. Ein einziges Körnchen Sägemehl zum Beispiel, das der Bohrer hätte zurücklassen können, wäre in der Größe eines Apfels sichtbar gewesen. Die geringste Ungenauigkeit bei dem erneuten Leimen, das unbedeutendste Klaffen in dem Gefüge hätte unfehlbar zur Entdeckung geführt.«

»Sie untersuchten natürlich auch die Spiegel, die Dielen, das Eßgeschirr und durchstöberten Betten, Bettzeug so gut wie auch Vorhänge und Teppiche?«

»Selbstverständlich, und als wir mit jedem Möbelteilchen fertig waren, untersuchten wir das

Haus selbst. Wir teilten seine ganze Oberfläche in Abteilungen, die wir mit Zahlen bezeichneten, damit wir keine übergingen. Dann durchforschten wir jeden Quadratzoll des Hauses mit dem Mikroskop und untersuchten schließlich auch die beiden Nebenhäuser in derselben Weise.«

»Auch die beiden Nebenhäuser?« rief ich aus. »Welch unendliche Mühe müssen Sie gehabt haben!«

»Die hatten wir allerdings, aber die ausgesetzte Belohnung ist auch enorm.«

»Haben Sie auch den Grund und Boden der Häuser untersucht?«

»Der Boden war überall mit Ziegelsteinen gepflastert und machte uns verhältnismäßig wenig Mühe. Wir untersuchten das Moos zwischen den einzelnen Steinen und fanden es überall unberührt.«

»Sie durchforschten auch D.s Papiere und die Bücher seiner Bibliothek?«

»Gewiß! Wir öffneten jedes Päckchen, jedes Heftchen; wir begnügten uns nicht damit, nach der Art einiger Polizeibeamten, ein Buch einfach zu schütteln, sondern wendeten jedes Blatt in jedem Band um. Die Dicke eines jeden Buchdeckels maßen wir auf das genaueste ab und unterwarfen ihn der peinlichsten mikroskopischen Untersuchung. Es ist vollständig ausgeschlossen, daß einer der Einbände neuerdings aufgeschnitten und wieder zusammengefügt worden ist - diese Tatsache hätte uns auf keinen Fall entgehen können. Etwa fünf oder sechs Bände, die eben vom Buchbinder gekommen waren, durchsuchten wir sorgfältig mit unseren Nadeln.«

»Haben Sie auch den Fußboden unter den Teppichen durchforscht?«

»Aber selbstverständlich, wir nahmen jeden Teppich auf und untersuchten die Dielen mit dem Mikroskop.«

»Auch die Tapeten an den Wänden?«

»Ja.«

»Besichtigten Sie auch die Keller?«

»Ebenfalls.«

»Dann *müssen* Sie sich also verrechnet haben«, sagte ich, »und der Brief befindet sich nicht im Hause des Ministers.«

»Ich fürchte, Sie haben recht«, sagte der Präfekt. »Und nun, Dupin, was würden Sie mir raten, zu tun?«

»Noch einmal eine gründliche Haussuchung vorzunehmen.«

»Das ist vollständig nutzlos«, sagte G., »so gewiß ich weiß, daß ich lebe, so gewiß befindet sich der Brief nicht in dem Hause.«

»Einen besseren Rat kann ich Ihnen nicht geben«, sagte Dupin. »Sie haben doch gewiß eine genaue Beschreibung des Briefes?«

»O gewiß!« Hier zog der Präfekt ein Notizbuch hervor und las uns eine ausführliche Beschreibung der inneren und vor allem der äußeren Beschaffenheit des Briefes vor. Als er damit fertig war, verabschiedete er sich so niedergeschlagen, wie ich den guten Mann noch nie gesehen hatte.

Etwa einen Monat später besuchte er uns wieder und fand uns fast in der gleichen Situation wie das vorige Mal. Wir boten ihm eine Pfeife und einen Stuhl an und begannen eine alltägliche Unterhaltung. Endlich fragte ich:

»Nun, G., wie steht es denn mit dem gestohlenen Brief? Ich glaube, Sie haben sich wohl überzeugt, daß sich der Minister nicht so leicht überlisten läßt!«

»Daß ihn der Teufel hole - ja! Ich habe die Untersuchung auf Dupins Vorschlag wieder aufgenommen, aber es war verlorene Mühe wie ich vorausgesehen hatte.«

»Wie hoch, sagten Sie, war die ausgesetzte Belohnung?« fragte Dupin.

»Nun, sie war sehr hoch - es war eine sehr freigiebige Belohnung; ich möchte die Summe nicht gern nennen, aber so viel will ich Ihnen sagen, daß ich jedem, der mir den Brief aushändigt, gern ein Akzept auf fünfzigtausend Francs auf meinen Namen ausstellen würde. Die Sache wird von Tag zu Tag wichtiger, erst kürzlich ist die Belohnung verdoppelt worden. Aber selbst wenn man sie verdreifachte, könnte ich nicht mehr tun, als ich tue und getan habe.«

»Nun«, sagte Dupin gedehnt zwischen langen Zügen aus seiner Meerschaumpfeife, »ich glaube wirklich - lieber G. - Sie haben in dieser Sache - noch nicht - das Äußerste getan. Sie könnten - noch manches in Betracht ziehen - meine ich.«

»Was denn? - Wieso?«

»Nun - paff, paff - Sie könnten - paff, paff - in der Sache Rat einholen - paff, paff, paff. - Kennen Sie die Geschichte, die man sich von dem Doktor Abernethy erzählt?«

»Nein! Hole der Geier Ihren Abernethy!«

»Das kann er ja meinetwegen tun. Aber eines Tages kam ein reicher Geizhals auf die Idee, dem Abernethy einen ärztlichen Rat abzulisten. Er nahm ihn in einer Privatgesellschaft beiseite und erzählte ihm seinen Fall, als handele es sich um den einer fingierten dritten Person.

»Nehmen wir an«, sagte der Geizhals, »seine Symptome seien diese und jene, was würden Sie ihm raten, zu nehmen, Herr Doktor?«

»Nehmen?« sagte Abernethy, »nun, ich würde ihm raten, unbedingt einen Arzt zu nehmen.«

»Aber«, meinte der Präfekt, ein wenig aus der Fassung gebracht, »ich bin sehr gern bereit, Rat einzuholen und auch dafür zu bezahlen. Ich würde wirklich jedem, der mir in dieser Sache Hilfe leistet, fünfzigtausend Francs zahlen.«

»Wenn das der Fall ist«, sagte Dupin, indem er eine Schublade öffnete und ein Scheckbuch herausholte, »können Sie mir ein Akzept über den erwähnten Betrag ausstellen. Wenn Sie unterschrieben haben, werde ich Ihnen den Brief aushändigen.«

Ich war verblüfft, der Präfekt wie vom Donner gerührt. Einige Minuten lang saß er sprachlos und unbeweglich und blickte meinen Freund mit offenem Munde und starren Augen, die aus ihren Höhlen treten wollten, ungläubig an. Dann, als er ein wenig zu sich zu kommen schien, ergriff er eine Feder und füllte, oftmals innehaltend und vor sich hinstarrend, ein Akzept über fünfzigtausend Francs aus und händigte es über den Tisch hinweg meinem Freunde aus. Dieser prüfte es sorgfältig und steckte es in seine Briefftasche; dann schloß er seinen Schreibtisch auf, entnahm diesem einen Brief und überreichte ihn dem Präfekten. Der Beamte ergriff ihn mit wahrer Ekstase, öffnete ihn mit zitternder Hand, überflog mit raschem Blicke den Inhalt, stolperte, stürzte dann nach der Tür und eilte ohne weitere Umstände zum Hause hinaus - ohne auch nur ein Wort gesprochen zu haben, seit ihn Dupin aufgefordert hatte, das Akzept zu unterzeichnen.

Als er uns verlassen hatte, gab mir mein Freund einige Erklärungen. »Die Pariser Polizei«, sagte er, »ist in mancher Hinsicht sehr tüchtig. Sie ist beharrlich, scharfsinnig, listig und besitzt auf den Gebieten, auf denen sie zu arbeiten hat, durchaus gründliche Kenntnisse. Als uns G. erzählte, daß er in der Wohnung des Ministers Haussuchung abgehalten habe, war ich vollständig überzeugt, daß es so gründlich und unübertrefflich gewissenhaft geschehen sei, wie es einem Menschen nur immer möglich ist - d. h. gründlich und gewissenhaft, soweit er eben die Durchsuchung ausdehnte.«

»Soweit er die Durchsuchung ausdehnte?« fragte ich.

»Ja!« antwortete Dupin. »Die Maßregeln, die er ergriff, waren nicht nur die besten ihrer Art,

sie wurden auch vollkommen gut durchgeführt. Wäre der Brief innerhalb des Bereichs seiner Untersuchungen versteckt gewesen, man hätte ihn unter allen Umständen gefunden.«

Ich lachte bloß, er schien jedoch vollständig im Ernst zu reden.

»Die Maßregeln also«, fuhr er fort, »waren in ihrer Art gut und waren auch gut angewandt; ein Fehler bestand jedoch darin, daß sie auf *diesen* Mann und *diesen* Fall nicht anwendbar waren. Der Präfekt verfährt mit einer gewissen Anzahl scharfsinniger Hilfsmittel wie mit einem Prokrustesbett, dem er alle seine Pläne gewaltsam anpaßt. Aber er befindet sich fortwährend im Irrtum, da er stets für den Fall, um den es sich gerade handelt, zu tiefsinnig oder zu oberflächlich vorgeht. Ich glaube, mancher Schulknabe ist ein besserer Denker als er. Ich kannte einen achtjährigen kleinen Kerl, dessen Erfolge bei dem Spiel 'Gerade oder ungerade' die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Dies Spiel ist sehr einfach und wird mit Knickern oder Murmeln gespielt. Einer der Spieler verbirgt eine Anzahl der Steinchen in seiner Hand und fragt den Partner, ob ihre Zahl eine gerade oder ungerade sei. Wenn derselbe richtig rät, gewinnt er eins, im anderen Falle verliert er eins. Der Knabe, von dem ich sprach, gewann alle Knicker, über die seine Mitschüler verfügten. Natürlich ging er beim Raten von einem bestimmten Grundsatz aus, und dieser beruhte auf bloßer Beobachtung und der Berechnung des Scharfsinns seiner Gegner. War sein Gegner zum Beispiel ein Dummkopf, der ihn mit geschlossener Hand fragte - 'Gerade oder ungerade?' und er hatte 'ungerade' gesagt und verloren, so gewann er doch beim zweiten Mal, denn er sagte sich: ›Der Tölpel hatte beim ersten Mal 'gerade' in der Hand und sein Scharfsinn reicht gerade aus, ihn jetzt 'ungerade' nehmen zu lassen. Ich werde also ungerade sagen.‹ Er tut es und gewinnt. Bei einem Gegner von etwas höherer Intelligenz hätte er so argumentiert: ›Der Junge hat gesehen, daß ich beim ersten Mal 'ungerade' geraten habe. Zuerst wird er, wie der erste Partner, eine einfache Abwechslung von 'gerade' und 'ungerade' eintreten lassen wollen. Dann wird er sich besinnen und dies Vorgehen für zu durchsichtig halten. So behält er also 'gerade' bei und ich muß 'gerade' raten.‹ Er tut es und gewinnt. Worin besteht mithin die Methode des Nachdenkens bei diesem Knaben, den seine Kameraden ›einen glücklichen Spieler‹ nannten?«

»In nichts weiter«, sagte ich, »als darin, daß er sich mit seinem Geist vollständig in den seines Partners hineinversetzte.«

»So ist es«, bestätigte Dupin, »und als ich den Knaben fragte, wie er es anstelle, um sich möglichst sicher in die Denkweise eines anderen hineinzuversetzen, erhielt ich folgende Antwort: ›Wenn ich herausfinden will, wie klug oder wie dumm, wie gut oder wie böse einer ist oder was er in dem Augenblick denkt, so ahme ich genau seinen Gesichtsausdruck nach und warte ab, was für Gedanken oder Gefühle daraufhin in meinem Kopf oder meinem Herzen aufsteigen, um sich mit jenem Ausdruck zu decken.‹ Auf diese Antwort des Schulknaben ist all die anspruchsvolle Weisheit aufgebaut, die man Rochefoucauld, La Bruyère, Macchiavelli oder Campanella zugeschrieben hat.«

»Und dies Identifizieren des Verstandes des Denkenden mit dem seines Gegners«, sagte ich, »hängt also, wenn ich Sie recht verstehe, von der Genauigkeit ab, mit welcher der Geist des Gegners abgemessen wird.«

»Was die praktische Verwertung anbetrifft, so hängt es allerdings hiervon ab«, erwiderte Dupin, »und der Präfekt und seine Genossen irren so häufig, weil sie versäumen, sich mit ihrem Gegner zu identifizieren und seinen Verstand entweder gar nicht oder falsch abschätzen. Sie haben eine ganz bestimmte Vorstellung von Scharfsinn, und wenn sie irgend etwas Verstecktes suchen, so tun sie es da, wo sie selbst es verborgen haben würden. Sie haben ja darin recht, daß *ihr* Scharfsinn den der großen Masse getreu repräsentiert, aber wenn die Schlaueit eines Verbrechers von dem Charakter der ihrigen verschieden ist,

werden sie natürlich überlistet. Dies ist *immer* der Fall, wenn der Gegner an Verstand überlegen ist, und sehr häufig, wenn er geistig *unter ihnen* steht. Sie kennen keinen Unterschied im Prinzip des Verfahrens; wenn sie durch außergewöhnliche Dringlichkeit oder eine besonders hohe Belohnung angespornt werden, so erweitern oder übertreiben sie höchstens ihre alte Methode in der Praxis, ohne an dem Prinzip nur das geringste zu ändern. Was ist zum Beispiel in diesem Falle des D. getan worden, um die Methode des Verfahrens zu ändern? Was ist all dies Bohren, Durchsuchen und Klopfen, dies Besichtigen mit dem Mikroskop, all dies Einteilen des Gebäudes in numerierte Quadratzölle anderes als eine Übertreibung der Anwendung des einen Prinzips, der einen Durchforschungsmethode, die auf dem begrenzten Begriff von menschlichem Scharfsinn gegründet ist, an den sich der Präfekt nun einmal während der langen Ausübung seiner Tätigkeit gewöhnt hat? Sehen Sie nicht deutlich, daß er es als gewiß angenommen hat, daß alle Menschen, die einen Brief verstecken wollen, denselben, wenn auch nicht gerade in ein Loch, das sie in ein Stuhlbein gebohrt haben, so doch in irgendeinen verborgenen Winkel legen, daß sie also demselben Gedankengange folgen, der einen Menschen bestimmen würde, einen Brief in ein Bohrloch im Stuhlbein zu verstecken? Und sehen Sie nicht auch ein, daß solche ausgeklügelten Verstecke nur bei gewöhnlichen Gelegenheiten anwendbar sind und nur von Menschen mit mittelmäßigem Verstande benutzt werden? Denn immer, wenn etwas versteckt worden ist, kann man fast mit Sicherheit annehmen, daß es in der einen, erwähnten, ausgeklügelten Weise geschah. Die Auffindung hängt also durchaus nicht von dem Scharfsinn des Suchenden ab, sondern von seiner Sorgfalt, Geduld und Beharrlichkeit. Ist der Fall wichtig oder ist eine hohe Belohnung auf die Entdeckung ausgesetzt, was in den Augen der Polizei dasselbe ist, so haben die eben erwähnten Eigenschaften noch nie ihren Dienst versagt. Jetzt werden Sie verstehen, was ich meinte, als ich die Vermutung aussprach, daß der Brief ohne Zweifel entdeckt worden wäre, hätte er sich im Bereich der polizeilichen Nachforschungen befunden - mit anderen Worten, wenn das Prinzip des Verbergens sich mit einem der Prinzipien der Nachforschungen gedeckt hätte. Der Präfekt ist jedoch gründlich mystifiziert worden, und der letzte Grund seiner Niederlage liegt in der Annahme, daß der Minister ein Narr sei, weil er einigen Ruf als Dichter hat. Der Präfekt behauptet nun, daß alle Narren Dichter sind, und macht sich nur eines logischen Fehlers schuldig, wenn er zurückschließt, daß alle Dichter Narren seien.«

»Aber ist der Minister wirklich ein Dichter?« fragte ich. »Soviel ich weiß, hat er noch einen Bruder, beide haben einen Ruf als Schriftsteller. Der Minister hat, glaube ich, eine gelehrte Abhandlung über die Differentialrechnung geschrieben. Er ist ein Mathematiker und kein Dichter.«

»Da irren Sie sich, ich kenne ihn gut, er ist beides. Nur als Mathematiker und Dichter hat er alles so geschickt berechnen können; wäre er nur Mathematiker gewesen, ich bin sicher, der Brief wäre in die Hände des Präfekten gefallen.«

»Diese Ansichten überraschen mich«, entgegnete ich, »denn sie widersprechen vollständig der allgemeinen Überzeugung der Menschen. Sie wollen doch nicht die wohlüberlegten Ideen ganzer Jahrhunderte für falsch erklären? Der mathematische Verstand wird doch seit langem als der Verstand ›par excellence‹ angesehen.«

»Man kann darauf wetten«, sagte Dupin, indem er eine Stelle aus Chamfort anführte, »daß jede öffentliche Meinung, jede hergebrachte Überlieferung eine Dummheit ist, denn sie hat der großen Menge zugesagt. Ich versichere Ihnen, die Mathematiker haben nach Kräften dazu beigetragen, den allgemeinen Irrtum, auf den Sie anspielen, zu verbreiten, und der darum nicht weniger ein Irrtum ist, weil er als eine Wahrheit verkündet wurde. Mit einer Kunst, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, haben sie zum Beispiel den Ausdruck

Analyse in Beziehung zu algebraischen Berechnungen gebracht. Die Franzosen sind die Urheber dieses sonderbaren Irrtums, aber wenn ein Ausdruck von irgendwelcher Bedeutung ist, wenn die Worte ihren Wert aus ihrer Anwendung herleiten, dann bedeutet Analyse doch ebensowenig Algebra wie im Lateinischen ›ambitus‹ Ehrgeiz, ›religio‹ Religion oder ›homines honesti‹ eine Anzahl Ehrenmänner.«

»Ich werde noch sehen müssen, daß Sie mit den Pariser Algebraisten in Streit geraten«, sagte ich, »aber fahren Sie nur fort.«

»Ich bestreite die Anwendbarkeit und somit den Wert einer Vernunft, die in einer anderen Form als der abstrakt logischen gepflegt wird. Ich bestreite vor allem die Vernunft, die aus mathematischen Studien hervorgegangen ist. Die Mathematik ist die Wissenschaft von Form und Masse; mathematische Schlußfolgerung ist nur auf Beobachtung von Form und Masse gegründete Logik. Der große Irrtum liegt in der Annahme, daß selbst die Wahrheiten der sogenannten reinen Algebra abstrakte oder allgemeine Wahrheiten seien. Dieser Irrtum ist so ungeheuer, daß man sich über die Bereitwilligkeit, mit der er aufgenommen wurde, nicht genug verwundern kann. *Mathematische* Grundwahrheiten sind nicht *allgemeine* Grundwahrheiten. Was in bezug auf das Verhältnis der Erscheinungen zu Form und Masse wahr ist, ist zum Beispiel oft gänzlich falsch in Dingen der Moral. Und in der Mathematik selbst ist es auch gewöhnlich ganz unwahr, daß die Summe aller Teile dem Ganzen gleich sei. In der Chemie ist dieser Grundsatz ebenfalls falsch. Es gibt noch zahlreiche andere mathematische Wahrzeichen, die nur innerhalb der Grenzen ihrer Beziehungen Wahrheiten sind. Aber der Mathematiker schließt gewohnheitsmäßig aus seinen Endwahrheiten, als ob sie, wie die Welt im allgemeinen auch wirklich annimmt, von absolut allgemeiner Anwendbarkeit seien. Bryant erwähnt in seiner hochgelehrten Mythologie eine ähnliche Quelle des Irrtums, indem er sagt, daß wir, obwohl wir die heidnischen Fabeln nicht glauben, uns doch fortwährend vergessen und Schlüsse aus ihnen ziehen, als wären sie tatsächlich Wirklichkeiten.

Die Algebraisten jedoch, die selbst Heiden sind, glauben an die heidnischen Fabeln und ziehen ihre Folgerungen weniger aus Gedächtnisschwäche als aus einer unbegreiflichen kleinen Denkstörung. Kurz, ich habe nie einen bloßen Mathematiker gefunden, dessen Behauptungen man, wenn sie sich nicht auf seine Wurzeln und Gleichungen bezogen, Glauben schenken konnte - keinen, dem es im geheimen nicht Dogma gewesen wäre, daß $x^2 + px$ absolut und unbedingt gleich q wäre. Wenn es Sie interessiert, so sagen Sie nur einmal einem dieser Herren, daß Sie einen Fall für möglich hielten, in dem $x^2 + px$ nicht gleich q wäre, und wenn der betreffende Sie verstanden hat, so verziehen Sie sich möglichst schnell aus seinem Bereich, denn ohne Zweifel wird er Anstalten machen, Sie zu prügeln.

Ich will damit sagen«, fuhr Dupin fort, während ich mich begnügte, über seine letzten Bemerkungen zu lachen, »daß der Präfekt niemals in die Lage gekommen sein würde, mir das Akzept ausstellen zu müssen, wenn der Minister nichts weiter als ein bloßer Mathematiker wäre. Ich hingegen wußte, daß er beides war, Mathematiker und *Dichter*, und deshalb paßte ich meine Maßregeln diesen beiden Fähigkeiten an und zog auch die besonderen Umstände, die ihn zu dem Verstecken bewogen hatten, gut in Betracht. Ich wußte, daß er ein Hofmann und ein kühner Intrigant ist, und mußte mir sagen, daß ein solcher Mann die Praxis polizeilicher Nachforschungen kennt. Höchstwahrscheinlich würde er sich darauf gefaßt machen - und die Ereignisse haben gezeigt, daß er es tat -, von Wegelagerern überfallen zu werden. Ebenso mußte er der geheimen Nachforschungen in seinem Hause gewärtig sein. Seine wiederholte nächtliche Abwesenheit vom Hause, die der

Präfekt als so günstig für seine Sache hinstellte, hielt ich für nichts anderes als für eine geschickte List, um der Polizei Zeit zum Durchsuchen des Hauses zu gewähren und sie zu der Überzeugung zu bringen, daß sich der Brief nicht in der Wohnung befinde. Ich war mir auch klar bewußt, daß der ganze Gedankengang, den ich Ihnen hier mit einiger Mühe auseinandergesetzt habe und von dem die Polizei unabänderlich bei ihren Nachforschungen ausgeht, sich dem Geist des Ministers genau dargestellt habe. Das mußte ihn bestimmen, alle die gewöhnlichen Versteckarten als unsichere zu verschmähen.

Dieser Mann, so reflektierte ich, ist viel zu klug, um nicht einzusehen, daß das komplizierteste Versteck, der verborgenste Winkel so offen vor den Augen, den Sonden, den Bohrern und Mikroskopen der Polizei daläge wie seine gewöhnlichen Empfangszimmer. Ich sah schließlich ein, daß er aus natürlichen Gründen zum einfachsten Versteck genötigt sein würde, selbst wenn er nicht aus freier Wahl auf diesen Ausweg verfiel. Sie erinnern sich vielleicht des krampfhaften Lachens des Präfekten, als ich bei seinem ersten Besuche bemerkte, das Geheimnis verwirre ihn möglicherweise nur deshalb so sehr, weil seine Lösung so außerordentlich einfach sei.«

»Ja«, sagte ich, »ich erinnere mich seiner übergroßen Heiterkeit sehr wohl. Ich dachte schon, er würde einen Lachkrampf bekommen.«

»Die sinnliche Welt«, fuhr Dupin fort, »ist reich an genauen Analogien zu der übersinnlichen; und so bekommt das rhetorische Dogma, daß Metapher oder Gleichnis sowohl ein Argument bekräftigen wie eine Beschreibung verschönern können, einen Anschein von Wahrheit. Das Gesetz von der Schwungkraft scheint zum Beispiel in der Physik und in der Metaphysik dasselbe zu sein. Aus der Physik wissen wir, daß ein großer Körper schwerer in Bewegung zu setzen ist als ein kleiner, und daß die folgende Bewegung im Verhältnis zu der Schwierigkeit steht. Ebenso wahr ist es, daß Geister von größerer Auffassungskraft, die kräftiger, beständiger und bedeutungsvoller in ihren Bewegungen sind als solche geringeren Grades, doch weniger leicht bewegt und auf den ersten Stufen des Fortschritts verlegener, zaghafter sind. Im übrigen: haben Sie jemals bemerkt, welche Schilder über den Türen der Läden am meisten die Aufmerksamkeit auf sich lenken?«

»Ich habe nie darüber nachgedacht«, antwortete ich.

»Es gibt ein Rätselspiel, das man auf einer Landkarte spielt«, fuhr er fort. »Der eine Spieler gibt dem anderen auf, ein bestimmtes Wort aufzusuchen - den Namen einer Stadt, eines Flusses, eines Staates, eines Reiches -, kurz, irgendein Wort, das auf der buntscheckigen, kreuz und quer beschriebenen Karte steht. Ein Anfänger in dem Spiel wird seinen Gegner stets dadurch zu verwirren suchen, daß er ihn die am kleinsten geschriebenen Namen suchen läßt; der geübtere Spieler wählt solche Worte aus, die sich in großen Buchstaben von einem Ende der Karte zum anderen ziehen. Diese entgehen nämlich, gerade wie die mit übermäßig großen Buchstaben beschriebenen Schilder und Anschläge, leicht der Beobachtung, weil sie gar zu deutlich sind. Dies physische Übersehen ist einem moralischen genau analog, bei welchem der Verstand gerade die Anzeichen, die zu aufdringlich, zu greifbar sind, unbemerkt vorübergehen läßt. Aber dies ist ein Punkt, der, wie es scheint, etwas über den Horizont des Präfekten hinausgeht oder vielleicht etwas daruntersteht. Er hat es nie für wahrscheinlich oder auch nur für möglich gehalten, daß der Minister den Brief direkt unter jedermanns Nase hingelegt hat, um eben jedermann davon abzuhalten, ihn zu bemerken.

Je mehr ich über den kühnen, wagemutigen und scharfen Verstand D.s nachdachte und über die Tatsache, daß er das Dokument immer bei der Hand haben mußte, wenn es überhaupt seinen Zweck erfüllen sollte - wenn ich mich an den unzweifelhaften Beweis erinnerte, den die Nachforschungen des Präfekten erbracht hatten, daß das Schriftstück innerhalb der

Grenzen des gewöhnlichen Forschungsgebietes dieses würdigen Beamten nicht verborgen war, um so mehr überzeugte ich mich davon, daß der Minister zu dem sinnreichen, klugen Mittel gegriffen habe, überhaupt nicht den Versuch zu machen, den Brief zu verstecken. Ganz erfüllt von diesem Gedanken versah ich mich mit meiner grünen Brille und sprach eines schönen Morgens wie zufällig in der Wohnung D.s vor. Ich traf ihn zu Hause, er gähnte, rekelte sich, vertändelte die Zeit und gab, wie gewöhnlich, vor, sich tödlich zu langweilen. Er ist vielleicht der energischste Mensch, den die Welt jetzt besitzt, doch nur dann, wenn ihn niemand sieht.

Um in ein harmloses Gespräch mit ihm zu kommen, klagte ich über meine schwachen Augen und bejammerte die Notwendigkeit, die grüne Brille tragen zu müssen, unter deren Schutz ich vorsichtig und gründlich im ganzen Zimmer umherspähte, während ich mich anscheinend nur für die Unterhaltung mit meinem Gastgeber interessierte.

Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit betrachtete ich den großen Schreibtisch, an dem er saß. Auf diesem lagen verschiedene Briefe und andere Schriften, auch ein oder zwei Musikinstrumente und ein paar Bücher. Doch bemerkte ich nach langer, sorgfältiger Prüfung nichts, was besonderen Argwohn erregt hätte.

Schließlich fielen meine schweifenden Blicke auf einen abgebrauchten Kartenhalter von durchbrochenem Pappdeckel, der an einem schmutzigen blauen Bändchen von einem kleinen Messingknopf gerade mitten über dem Kaminsims herabbaumelte. In diesem Kartenhalter, der drei bis vier Abteilungen hatte, lagen fünf oder sechs Visitenkarten und ein einzelner Brief, der ziemlich beschmutzt und zerknittert schien. Er war fast ganz mitten durchgerissen, als habe man zuerst die Absicht gehabt, ihn als wertlos zu zerreißen, und sich erst später anders besonnen. Der Brief hatte ein großes schwarzes Siegel, auf das der Buchstabe D sehr deutlich aufgedrückt war. Er war mit zierlicher Damenhandschrift an den Minister selbst adressiert. Nachlässig, ja, scheinbar fast verächtlich schien er in das oberste Fach des Kartenhalters gesteckt worden zu sein.

Kaum hatte ich diesen Brief erblickt, so wußte ich, es war der gesuchte. Allerdings war sein Äußeres von dem Brief, dessen genaue Beschreibung uns der Präfekt vorgelesen hatte, vollständig verschieden. Hier war das Siegel groß und schwarz und trug den Buchstaben D., dort war es klein und rot und zeigte das Wappen der Herzoglich S.schen Familie. Hier war die Adresse klein, von Damenhand geschrieben und trug den Namen des Ministers, dort war der Brief an eine königliche Person mit großen und entschiedenen Buchstaben adressiert; bloß die Größe des Schriftstückes stimmte überein. Aber gerade diese gänzliche, auffallende Verschiedenheit, der schmutzige, zerrissene und zerknitterte Zustand des Briefes, welcher der Ordnungsliebe D.s so sehr widersprach und den Beschauer nur zu deutlich von der Wertlosigkeit des Gegenstandes überzeugen sollte, alles dies, sowie die allen Blicken exponierte Lage des Papiers, die so gut zu meinen Schlüssen stimmte - alles dies mußte verdächtig erscheinen.

Ich dehnte meinen Besuch so lange wie möglich aus, und während ich den Minister über einen Gegenstand, der ihn, wie ich wußte, stets interessierte und anregte, lebhaft unterhielt, wandte ich in Wirklichkeit mein ganzes Augenmerk auf den Brief. Ich prägte mir sein Aussehen und die Art, wie er im Halter steckte, genau ein und machte zum Schluß noch eine Entdeckung, die mir auch den kleinsten Zweifel, der mir vielleicht noch geblieben war, zerstreute. Als ich die Ränder des Papiers genau betrachtete, bemerkte ich, daß diese fester als nötig zusammengedrückt erschienen. Sie zeigten das gebrochene Aussehen eines steifen

Papiers, das schon einmal gefaltet, mit dem Falzbein geglättet und nun in umgekehrter Richtung wieder in die alten Falten gelegt worden ist. Diese Entdeckung genügte mir. Es war mir klar, daß man den Brief wie einen Handschuh umgewendet und mit anderer Adresse und anderem Siegel versehen hatte. Ich empfahl mich darauf bei dem Minister und ging, ließ jedoch meine goldene Schnupftabaksdose auf dem Tisch stehen.

Am nächsten Morgen besuchte ich den Minister wieder, um meine Dose abzuholen. Wir kamen bald wieder auf unsere Unterhaltung von gestern zurück. Plötzlich jedoch ertönte dicht unter den Fenstern der Ministerwohnung ein Pistolenschuß, dem das wilde Geschrei und die verworrenen Rufe einer erschreckten Volksmenge folgten. D. eilte an ein Fenster, öffnete es und blickte hinaus. Ich schritt schnell auf den Kartenhalter zu, nahm den Brief heraus, steckte ihn in meine Tasche und ersetzte ihn durch einen anderen von genau demselben Aussehen, den ich zu Hause sorgfältig hergestellt hatte. Die Chiffre D hatte ich leicht durch ein aus Brot geformtes Siegel nachahmen können.

Der Auftritt auf der Straße war durch das tolle Benehmen eines Mannes verursacht worden, der eine Flinte mitten unter einer Menge von Frauen und Kindern abgefeuert hatte. Es stellte sich jedoch heraus, daß die Waffe nicht scharf geladen war, und man ließ den Mann als einen Trunkenbold oder einen Wahnsinnigen laufen. Als er seiner Wege gegangen, kam D. von dem Fenster zurück, an das ich ihm, gleich nachdem ich den Brief ergriffen hatte, gefolgt war. Bald darauf verabschiedete ich mich von ihm. Der angeblich Wahnsinnige war ein von mir bezahlter Mensch.«

»Aber welchen Zweck hatte es«, fragte ich, »den Brief durch ein Faksimile zu ersetzen? Wäre es nicht besser gewesen, ihn gleich beim ersten Besuch offen zu ergreifen und mit ihm davonzugehen?«

»D. ist ein Mann«, erwiderte Dupin, »dem alles zuzutrauen ist, und außerdem verfügt er jederzeit über Leute, die seinen Befehlen blindlings gehorchen. Hätte ich den verwegenen Schritt getan, zu dem Sie mir da raten, so hätte ich die Wohnung des Ministers vielleicht nicht lebendig verlassen, und die guten Pariser würden nie wieder etwas von mir gehört haben. Doch bestimmte mich noch etwas anderes zu dem heimlichen Vorgehen. Sie kennen meine politischen Überzeugungen: ich handelte als Anhänger der betreffenden hohen Dame. Achtzehn Monate lang hatte der Minister sie in der Gewalt. Jetzt hat sie ihn in der ihrigen, denn da er nicht weiß, daß sich der Brief nicht mehr in seinem Besitz befindet, wird er fortfahren, sich so zu benehmen, als besitze er ihn noch. Auf diese Weise wird er selbst an seiner politischen Vernichtung arbeiten. Sein Sturz wird ein ebenso ungeschickter wie plötzlicher sein. Man mag, so viel man will, über das *facilis descensus Avernus* reden, aber bei jeder Art von Emporkommen gilt, was die Catalani vom Singen sagte: es ist viel leichter hinaufzukommen als hinunter. In unserem Fall habe ich keine Teilnahme, kein Mitgefühl für den Stürzenden. Er ist ein monstrum horrendum, ein genialer Mensch ohne Grundsätze. Ich muß jedoch gestehen, daß ich sehr gern seine Gedanken lesen möchte, wenn ihm diejenige, die der Präfekt eine ›gewisse Person‹ nennt, Trotz bietet und er sich genötigt sieht, den Brief zu öffnen, den ich in dem Kartenhalter versteckt habe.«

»Wieso? Schrieben Sie etwas Besonderes hinein?«

»Natürlich - es schien mir nicht recht zu sein, das Innere ganz unbeschrieben zu lassen - das hätte ja wie Beleidigung ausgesehen. D. spielte mir einstmals in Wien einen bösen Streich, und ich versprach scherzhaft, ihm diesen zu vergelten. Deshalb wollte ich es ihm nicht ersparen, die Person, die ihn so überlistet hatte, kennenzulernen. Er kennt meine Handschrift sehr gut, deshalb schrieb ich mitten auf das weiße Blatt die Worte:

›Un dessein si funeste

S'il n'est digne d'Atrée, est digne de Thyeste.<
Sie stehen in Crébillons ›Atrée<.< -

[Titelseite](#)